

William Dalrymple

# ANARCHIE

## UNKORRIGIERTE LESEPROBE

Jegliche Form der Berichterstattung vor Ablauf der Sperrfrist  
am 20. März 2026 ist nur mit vorheriger schriftlicher  
Genehmigung des Verlags C.H.Beck erlaubt.

Vielen Dank für Ihr Verständnis.



William Dalrymple

# ANARCHIE

Der verhängnisvolle Aufstieg  
der East India Company  
1600–1874

*Aus dem Englischen von Cornelius Hartz*

C.H.BECK

Die englische Originalausgabe erschien zuerst unter dem Titel *The Anarchy. The Relentless Rise of the East India Company* bei Bloomsbury Publishing, London/Dublin 2019, © William Dalrymple, 2019.

This translation of *The Anarchy* is published by C.H.Beck Verlag by arrangement with Bloomsbury Publishing Plc.

Mit 72 farbigen Abbildungen in drei Tafelteilen

Für die deutsche Ausgabe:

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026

Wilhelmstraße 9, 80801 München, [info@beck.de](mailto:info@beck.de)

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

[www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildungen: Karte Indiens, Lithografie (nachkoloriert) aus dem Jahr 1820, London, © Bridgeman Images; Signet der East India Company nach der Prägung einer Münze von 1821 (mauritus images / Robert Kawka / Alamy / Alamy Stock Photos)

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Beltz Graphische Betriebe, Bad Langensalza

Printed in Germany

Werbemittelnummer: 258691



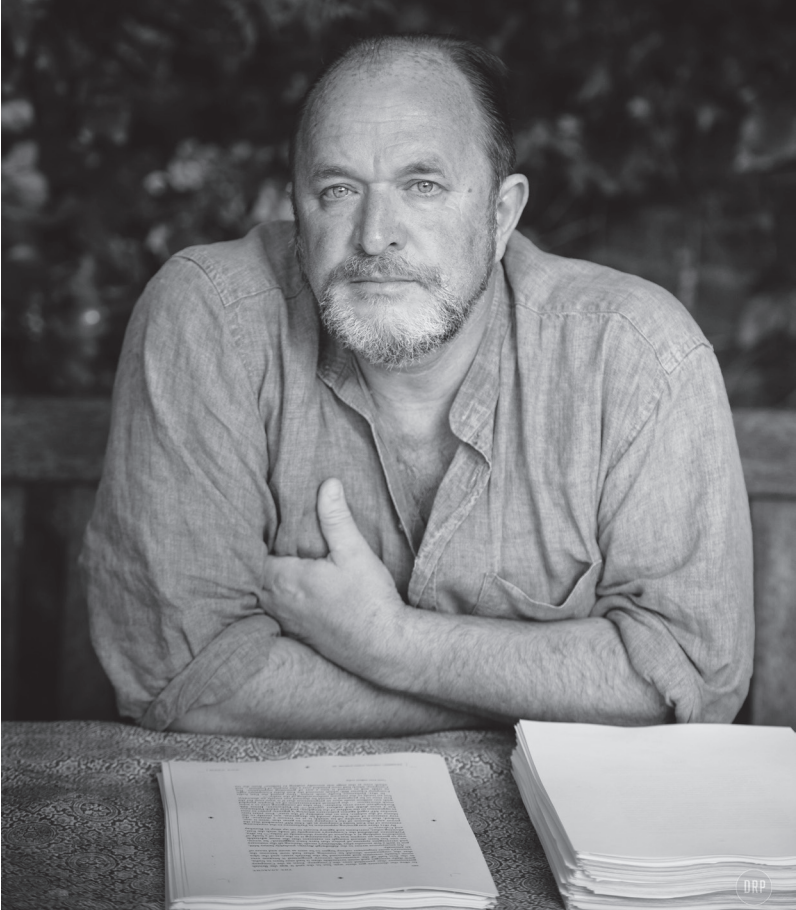
verantwortungsbewusst produziert  
[www.chbeck.de/nachhaltig](http://www.chbeck.de/nachhaltig)  
[produktsicherheit.beck.de](http://produktsicherheit.beck.de)



## *Zum Buch*

Im Oktober 1764 besiegte die East India Company den jungen Mogulkaiser Shah Alam II. auf dem Schlachtfeld und setzte eine eigene Regierung über den indischen Subkontinent ein. Diese wurde von englischen Kaufleuten geführt und trieb mit Hilfe einer eigenen Armee Steuern ein. Von diesem Zeitpunkt an war die Company keine bloße Handelsfirma mehr, sondern wurde zur aggressiven Kolonialmacht. Im Lauf der folgenden Jahrzehnte unterwarf sie sich dann fast ganz Indien südlich von Delhi und wurde so zum unrühmlichen Vorreiter kolonialistischer Ausbeutung. Im glänzend erzählten Buch des Bestsellerautors William Dalrymple kommt nun auch die Perspektive der Moguln und Einheimischen zu ihrem Recht. Der Autor hat zahlreiche unveröffentlichte Quellen auf Urdu, Persisch und Punjabi ausgewertet und kann die dramatischen Ereignisse so auch durch die Augen der Beteiligten zum Leben erwecken.

In Großbritannien wurde das Buch schnell zum Bestseller, der sich bislang über 100 000 Mal verkauft hat. Derzeit wird es in indisch-britisch-amerikanischer Koproduktion als Serie verfilmt.



William Dalrymple ist mehrfacher Bestsellerautor und international renommierter Experte zur Geschichte Indiens. Er ist reichweitenstarker Podcaster und Fernsehmoderator und schreibt u. a. für die *New York Review of Books*, den *New Yorker* und den *Guardian*. Er war Visiting Fellow in Princeton, Brown und am All Souls College in Oxford und erhielt die Ehrendoktorwürde von sechs weiteren Universitäten. 2020 wurde er von *Prospect* zu einem der *World's Top 50 Thinkers* gekürt. Unter seinen Vorfahren befindet sich eine Mogulprinzessin, er lebt mit seiner Familie auf einer Ziegenfarm außerhalb von Delhi.

## *Pressestimmen*

«Dalrymple ist ein unfassbar guter Geschichtenerzähler. Er führt den Lesern vor Augen, wie sich die Ereignisse abspielen und zoomt dabei nah an seine Figuren heran ... Eines der besten Bücher über indische Geschichte seit langer Zeit.»

Tirthankar Roy, *Times Literary Supplement*

«Ich kann *Anarchie* nicht nachdrücklich genug empfehlen. Eine starke Schilderung des verhängnisvollen Aufstiegs der East India Company ... Es hat große Lücken in meinem Schulwissen gefüllt.»

Sathnam Sanghera, *The Times*

«Meisterhaft ... William Dalrymple ist seit einigen Jahren einer der beredtesten und gewissenhaftesten Chronisten der indischen Geschichte ... Dalrymples große Leistung besteht nicht nur darin, eine eminent lesbare Geschichte Indiens im 18. Jahrhundert geschrieben zu haben, sondern auch darin, herauszuarbeiten, wie viel davon als Warnung für unsere eigene Zeit dienen kann.»

Stuart Kelly, *Scotland on Sunday*

«Ein rasanter Pageturner, der von den Büros direkt aufs Schlachtfeld führt und dabei patriotische Mythen implodieren lässt ... Dalrymples inspirierter und detailreicher Erzählstil ist vielen Lesern schon Grund genug, *Anarchie* zu verschlingen. Doch seine innovative und sicherlich größere Leistung liegt darin, wie er den Aufstieg der Company in der turbulenten politischen Landschaft des späten Mogulreiches in Indien

verortet ... Dalrymples Einsichten beruhen darauf, dass er seit etlichen Jahren in Indien lebt und sich dort intensiv mit der Kunst, den Archiven und den historischen Stätten des Landes auseinandergesetzt hat ... Dieses Buch ist eine Pflichtlektüre, die die unbelehrbar ignorante Nostalgie für das British Empire ebenso in ihre Schranken weist wie die giftig verzerrten Geschichten, die von den Hindu-Nationalisten in Umlauf gebracht werden.»

Maya Jasanoff, *The Guardian*

«Dalrymple liefert uns jeden Schwertstreich, jede Hinterlist, jedes Stöhnen und jeden Schlachtruf. Niemand kann ihm als erzählendem Historiker das Wasser reichen ... *Anarchie* ist nicht nur eine fesselnde Geschichte voller Blutvergießen und Betrügereien, voll unvorstellbarer Pracht und unerträglichem Hungerleiden. Es ist auch von einer unanfechtbaren moralischen Leidenschaft durchzogen.»

Ferdinand Mount, *Wall Street Journal*

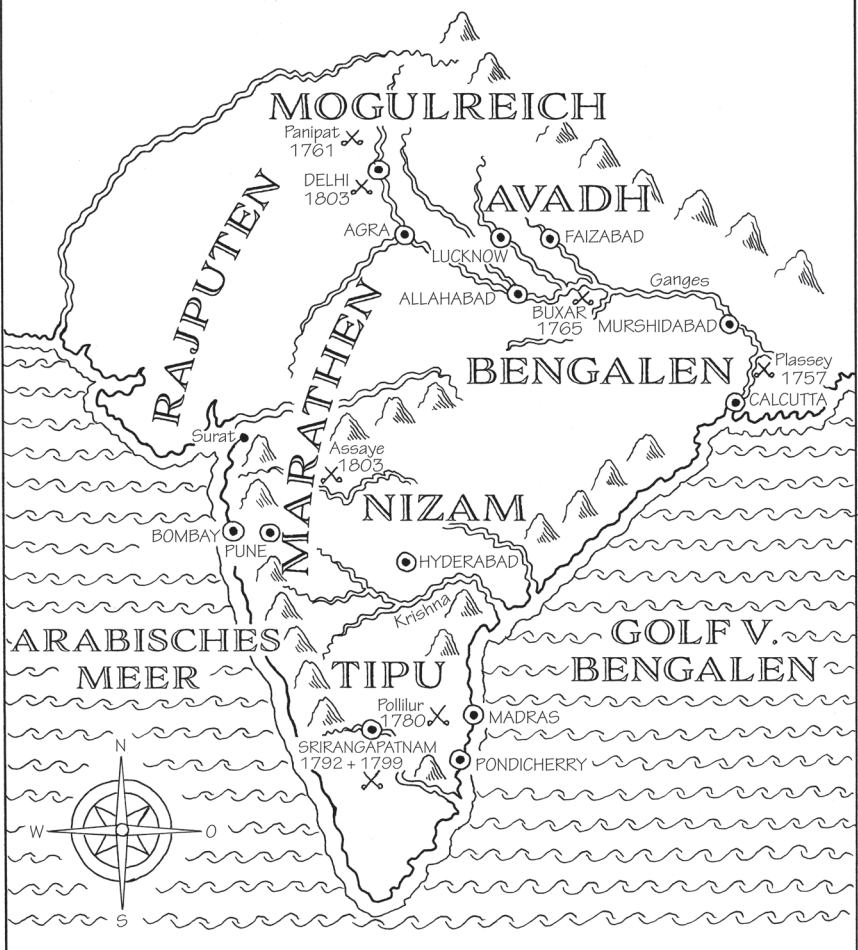
«Dieses umfassende Werk ist vermutlich die Krone auf William Dalrymples Œuvre ... Die wahre Genialität dieses Buches liegt darin, dass es die Ereignisse kontextualisiert, indem es auf Grundlage intensiver Archivarbeiten neue Perspektiven eröffnet, und die Ergebnisse in eine gut strukturierte Erzählung gießt ... Diese Seiten strotzen nur so von Anekdoten, die Dalrymple in all ihren pikanten, atmosphärischen und grausigen Details genüsslich nacherzählt ... Angesichts seiner langen Beschäftigung mit indischer Geschichte und Kultur ist der Teilzeit Anglo-Indier Dalrymple wohl am besten dazu in der Lage, den autoritativen Bericht der Geburt des britischen Kolonialismus zu schreiben. Manche Leser mögen den radikaleren seiner Ansichten widersprechen, doch es war an der Zeit, dass sich ein Brite daranmachte, das imperiale Projekt auseinanderzunehmen und darzustellen, worum es dabei in Wahrheit ging: nicht um die Zivilisierung von Wilden, sondern um die brutale Ausbeutung zivilisierter Menschen, die man als Wilde behandelte.»

*The Hindu*

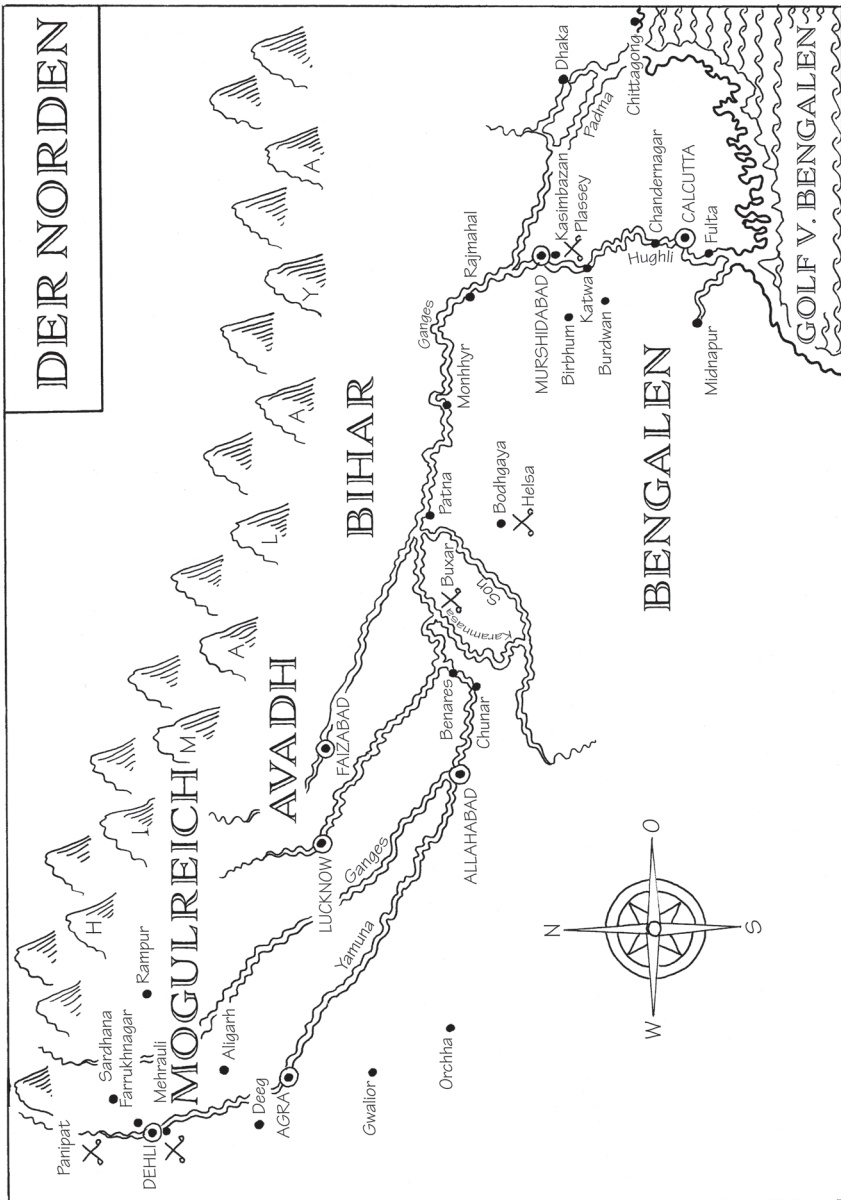
## *Inhalt*

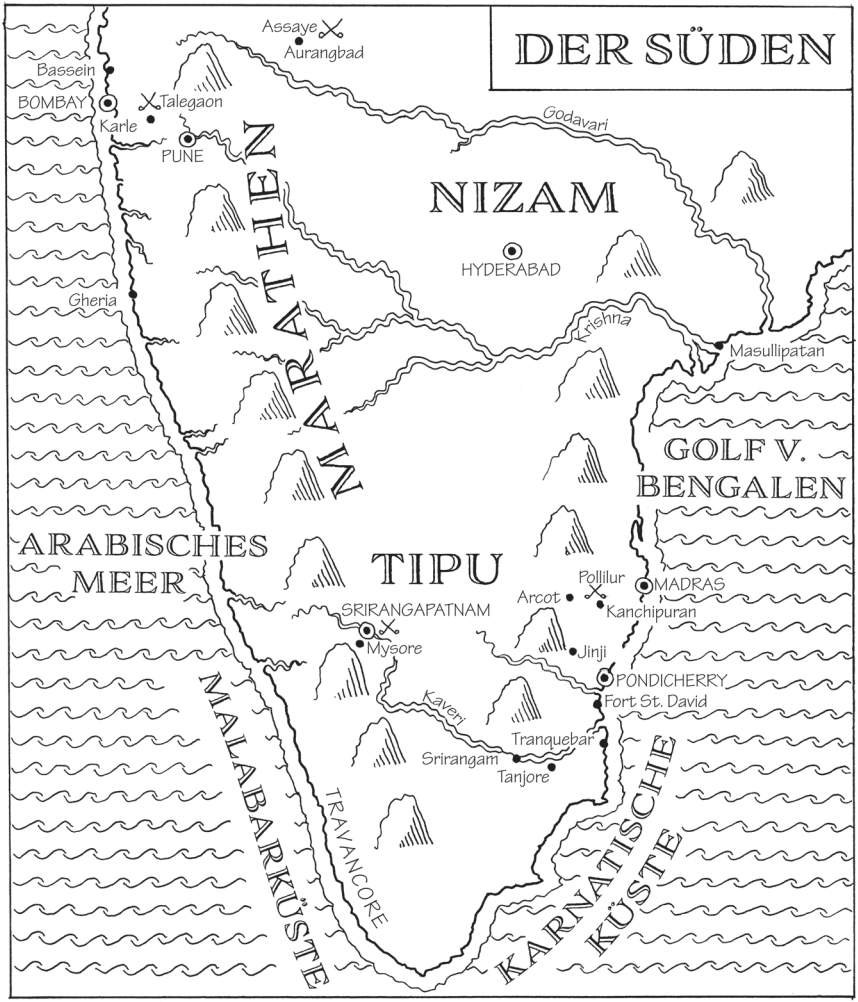
<i>Karten</i> .....	9
<i>Dramatis Personae</i> .....	13
<i>Einführung</i> .....	25
1. 1599 .....	41
2. Ein Angebot, das er nicht ablehnen konnte .....	111
3. Der eiserne Besen.....	157
4. Ein Fürst von geringer Kompetenz .....	201
5. Chaos und Blutvergießen .....	243
6. Hunger.....	289
7. Delhi wird zerstört .....	341
8. Die Amtsenthebungsklage gegen Warren Hastings. ....	395
9. Der Leichnam Indiens.....	427
<i>Epilog</i> .....	495
Anhang	
<i>Anmerkungen</i> .....	501
<i>Glossar</i> .....	557
<i>Literatur</i> .....	561
<i>Abbildungsnachweis</i> .....	583
<i>Register</i> .....	586

# INDIEN IM 18. JAHRHUNDERT

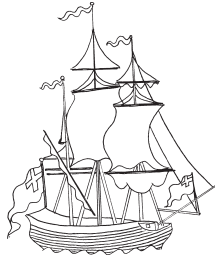


# DER NORDEN









## KAPITEL 1

**1599**

Während William Shakespeare in seinem Haus ein Stück flussabwärts vom Globe Theatre in Southwark über einem Entwurf für *Hamlet* brütete, versammelte sich am 24. September 1599 eine Meile nördlich – über die Themse und dann kaum zwanzig Minuten zu Fuß – eine bunt zusammengewürfelte Truppe von Londonern in einem riesigen Fachwerkgebäude, durch dessen Tudorfenster die Sonne schien.<sup>1</sup>

Schon damals galt diese Versammlung als historisches Ereignis, und mehrere Notare waren anwesend, um mit Feder und Tinte festzuhalten, welch ungewöhnlich vielfältiger Querschnitt der Bewohner des elisabethanischen London sich an diesem Tag in der Founders' Hall in der Nähe der Moorgate Fields versammelt hatte.<sup>2</sup> Ganz oben auf der Leiter der gesellschaftlichen Hierarchie stand der stattliche Lord Mayor höchstpersönlich, Sir Stephen Soame, in scharlachrotem Barchent und mit seiner goldenen Amtskette um den Hals. Begleitet wurde er von zweien seiner Vorgänger im Amt und mehreren ranghohen Aldermen der Stadt, feisten Vertretern des elisabethanischen Bürgertums, deren weißbärtige Gesichter auf filigran wirkenden Halskrausen aus Batist thronen.<sup>3</sup> Der mächtigste von ihnen war der spitzbärtige Sir Thomas Smythe, Revisor der Stadt London, der Hermelinkragen und Zylinder trug. Er hatte mit dem

Import von Johannisbeeren von den griechischen Inseln und Gewürzen aus Aleppo ein Vermögen verdient. Einige Jahre zuvor hatte «Auditor Smythe» an der Gründung der Levant Company mitgewirkt, die ihm seither als Vehikel für seine Handelsreisen diente; er war es auch, der diese Zusammenkunft anberaumt hatte.<sup>4</sup>

Außer diesen beleibten Säulen der Stadt London war neben einer Anzahl weniger exaltierter Kaufleute, die hofften, ihr Vermögen zu mehren, auch mehrere ehrgeizige aufstrebende Männer aus bescheideneren Verhältnissen zugegen, deren Berufe die Notare gewissenhaft notierten: einige Lebensmittelhändler, Tuchmacher und Kurzwarenhändler sowie ein Schneider, ein Wein-, ein Leder- und ein Pelzhändler.<sup>5</sup> Ebenfalls anwesend waren mehrere narbenübersäte Soldaten, Matrosen und bärtige Abenteurer von den Docks von Woolwich und Deptford, wettergegerbte Seebären, von denen einige zehn Jahre zuvor gegen die Spanische Armada gekämpft hatten; sie trugen Wämser und goldene Ohrringe und hatten ihre Seemannsdolche diskret in den Gürtel gesteckt. Einige dieser Matrosen hatten mit Drake und Raleigh in den warmen Gewässern der Karibik gegen spanische Schatzschiffe gekämpft, und als sie den Notaren ihren Beruf nannten, verwendeten sie einen harmlos klingenden elisabethanischen Euphemismus und bezeichneten sich als «*privateers*» – «Freibeuter». Zu guter Letzt befand sich ein Grüppchen von Entdeckern und Reisenden vor Ort, die noch weiter herumgekommen waren: der Arktisforscher William Baffin zum Beispiel, nach dem die Baffin Bay zwischen Grönland und Kanada benannt ist, aber auch der selbsternannte «Historiograf der Reisen nach Ostindien», der junge Richard Hakluyt, der von den Abenteurern 11 £ und 10 Schilling (heute: ca. 1200 £) dafür erhalten hatte, dass er alles zusammentrug, was damals in England über den Seeweg nach Indien und die sogenannte Gewürzroute bekannt war.<sup>6</sup>

Eine dermaßen bunt zusammengewürfelte Truppe sah man selten unter einem Dach, und doch hatten sich alle Anwesenden zu ein und demselben Zweck eingefunden: sich von der alternden Königin Elisabeth I., die mit ihren 66 Jahren stets Perücke und weiße Schminke trug, das Vorrecht gewähren zu lassen, ein Unternehmen zu gründen, «um auf der vermeintlichen Reise nach Ostindien sowie mit anderen dortigen

Inseln und Ländern Handel zu treiben [...] durch Kauf oder Tausch solcher Waren, Edelsteine oder Handelsgüter, wie sie jene Inseln oder Länder wohl verkaufen oder anbieten mögen [...] (auf dass es dem Herrn gefalle, diese Geschenke zu fördern)».<sup>7</sup> Zwei Tage zuvor hatte Smythe 101 wohlhabende Kaufleute zusammengetrommelt und sie dazu gebracht, Anteile im Wert zwischen 100 und 3000 £ (heute: 10 000 bis 300 000 £) vorzubestellen – für damalige Verhältnisse beträchtliche Summen. Insgesamt sicherte sich Smythe Zusagen über 30 133 £, 6 Shilling und 8 Pence (heute: über 3 Mio. £). Die Investoren unterzeichneten einen Vertrag und trugen ihren Beitrag «eigenhändig», wie sie erklärten, in das Subskriptionsbuch ein, «zur Ehre unseres Vaterlandes und zur Förderung des Handels und des Warenverkehrs im Königreich England».

\*

Legt man geschichtliche Zusammenhänge dar, ist man meistens schlecht beraten, wenn man das Pferd von hinten aufzäumt. Wie wir wissen, kontrollierte die britische East India Company (EIC) später fast die Hälfte des Welthandels und stieg zum mächtigsten Privatunternehmen der Geschichte auf, zu einem – wie Edmund Burke es in einem berühmten Zitat formulierte – «Staat im Gewand eines Händlers». Im Rückblick erscheint der steile Aufstieg der Company geradezu unausweichlich. Doch 1599 sah das noch ganz anders aus. Im Grunde gab es zum Zeitpunkt ihrer Gründung kaum ein Unternehmen, das weniger erfolgversprechend daherkam.

England war zu diesem Zeitpunkt ein relativ armes, hauptsächlich agrarisch geprägtes Land, in dem fast hundert Jahre lang heftige Auseinandersetzungen über eben jenes Thema stattgefunden hatten, das die Menschen jener Epoche spaltete wie kein zweites: die Religion.<sup>8</sup> Im Zuge dessen hatten sich die Engländer in einem Akt, der vielen ihrer klügsten Köpfe geradezu selbstzerstörerisch vorkam, unilateral von der mächtigsten Institution Europas losgesagt und sich damit in den Augen vieler Europäer selbst ins Aus katapultiert. Folgerichtig sahen sich die nunmehr von ihren fassungslosen Nachbarn isolierten Engländer gezwungen, den Globus nach neuen Märkten und Handelsmöglichkeiten in fernen

Ländern abzusuchen. Und das taten sie mit einer geradezu seeräuberischen Begeisterung.

Sir Francis Drake ging mit gutem Beispiel voran. Drake hatte sich zu Beginn der 1560er Jahre einen Namen als Freibeuter gemacht, als er am Isthmus von Panama mit Silber beladene spanische Maultierkarawanen überfiel, die auf dem Weg von den Minen zum Hafen waren. Mit einem Teil seines Profits aus den Einnahmen aus solchen Überfällen brach Drake 1577 zu seiner dreijährigen Weltumsegelung mit der *Golden Hinde* auf. Es war erst das dritte Mal in der Geschichte, dass jemand eine Weltumsegelung wagte. Ermöglicht wurde sie durch die Entwicklung von Kompass und Astrolabium – und durch die sich immer weiter verschlechternden Beziehungen zu Spanien und Portugal.<sup>9</sup>

Drake war «in großer Hoffnung auf Gold [und] Silber, [...] Gewürze, Drogen, Karmin» in See gestochen und finanzierte seine Reise durch ständige Überfälle auf iberische Schiffe. Nachdem er unterwegs eine besonders reich beladene portugiesische Karacke gekapert hatte, kehrte Drake mit einer reichen Ladung aus «Gold, Silber, Perlen und Edelsteinen» im Wert von über 100 000 £ (heute: über 10 Mio. £) zurück – es war eine der profitabelsten Entdeckungsreisen überhaupt. Sein Vorgehen gegen die älteren und wohlhabenderen iberischen Königreiche, die damals Süd- und Mittelamerika beherrschten, war offiziell von der Krone zugelassen; im Grunde genommen war es nichts anderes als eine Form organisierten Verbrechens, das vom elisabethanischen Staat geduldet und von den Oligarchen in Whitehall und Charing Cross kontrolliert wurde. Als Drakes Rivale Sir Walter Raleigh und seine Mannschaft von einem ähnlichen Raubzug zurückkehrten, wurden sie vom spanischen Botschafter öffentlich als «Piraten, Piraten, Piraten» bezeichnet.<sup>10</sup>

Eine ganze Reihe der Männer, die an diesem Tag in der Founders' Hall anwesend waren, hätte der spanische Botschafter ebenfalls als «Piraten» bezeichnet. Den potenziellen Investoren der Company war bewusst: Diese Seefahrer und Abenteurer mochten talentierte Freibeuter sein, doch einen florierenden Fernhandel zu unterhalten oder eine lebensfähige Kolonie zu gründen und langfristig zu unterhalten – das waren anspruchsvollere Aufgaben, und in dieser Hinsicht hatten die Männer

bislang wenig aufzuweisen. Im Vergleich zu vielen ihrer europäischen Nachbarn waren die Engländer in beiden Bereichen absolute Amateure.

Ihre Suche nach der sagenumwobenen Nordwestpassage zu den Gewürzinseln hatte in einer Katastrophe geendet und sie nicht wie geplant zu den Molukken, sondern an den Rand des Polarkreises geführt. Ihre Galeonen waren im Packeis stecken geblieben, die ramponierten Rumpfe waren von Eisbergen durchbohrt worden, und Eisbären hatten die nur mit Piken bewaffneten Besatzungen zerfleischt.<sup>11</sup> Den Engländern war es nicht einmal gelungen, ihre neuen protestantischen Siedlungen in Irland zu schützen, die sich 1599 heftiger Angriffe erwehren mussten. Ihre Versuche, sich mit unlauteren Mitteln in den karibischen Sklavenhandel einzumischen, waren gescheitert, und die bisherigen Bemühungen der Engländer in Nordamerika hatten in einem völligen Desaster geendet.

Im Jahre 1584 hatte Sir Walter Raleigh die erste britische Siedlung in Nordamerika gegründet, auf der Insel Roanoke südlich der Chesapeake Bay, in einem Gebiet, das er nach seiner Königin «Virginia» taufte. Aber kaum ein Jahr später wurde die Kolonie schon wieder aufgegeben – als im Juni 1586 die Hilfsflotte eintraf, fand man die Siedlung verlassen vor. Eine Schiffsladung eifriger neuer Kolonisten sprang von Bord und stellte fest, dass sowohl die Palisaden als auch die Häuser innerhalb der Siedlung zerstört waren. Den einzigen Hinweis darauf, was den Siedlern widerfahren war, boten ein Skelett und der in Großbuchstaben in einen Baum geritzte Name des örtlichen Indianerstammes: CROATOAN. Von den 90 Männern, 17 Frauen und 11 Kindern, die Raleigh nur zwei Jahre zuvor dort abgesetzt hatte, fehlte jede Spur. Es war, als hätten sich die Siedler in Luft aufgelöst.<sup>12</sup>

Sogar die beiden erfahrensten Seefahrer Londons, die den Osten erkundet hatten und die beide in der Founders' Hall anwesend waren, hatten von ihren Reisen wenig mehr mitgebracht als wundersame Berichte, die ihre Bemühungen dokumentierten, und waren weder mit intakter Crew noch mit nennenswerter Ladung zurückgekehrt.

Der Erste war Ralph Fitch. 1583 war er auf der *Tyger* von Falmouth aus in See gestochen. Fitch war im Auftrag von Auditor Smythes neuer Levant Company nach Osten gefahren, um Gewürze zu kaufen, und von der levantinischen Küste aus über Aleppo auf dem Landweg weitergereist,

hatte es aber nur bis Hormus geschafft, wo er von den Portugiesen als Spion verhaftet wurde. Man schickte ihn in Ketten nach Goa, wo ihm der *strappado* drohte – so nannte die Inquisition ihre Variante des Bungee-Jumpings, bei der man an ein Seil gebunden aus großer Höhe fallen gelassen wurde. Der Ruck, wenn das Seil den rasanten Fall stoppte, brach einem die Knochen und war angeblich noch qualvoller als die Streckbank, die bevorzugte Foltermethode der Elisabethaner.

Pater Thomas Stevens, ein englischer Jesuit, der schon lange in Goa lebte und für Fitch bürgte, verhalf ihm zur Flucht. Anschließend gelang es Fitch, durch die reichen Sultanate des Dekkan nach Agra zu reisen, das im 16. Jahrhundert die Hauptstadt des Mogulreiches war, und von dort weiter über Bengalen bis auf die Molukken.<sup>13</sup> Als er drei Jahre später nach London zurückkehrte, erfreute er die Stadt mit seinen Reiseberichten und wurde so berühmt, dass Shakespeare sein Schiff in *Macbeth* erwähnte: «Ihr Mann ist nach Aleppo, führt den *«Tiger»*». Doch obwohl Fitch viele erstaunliche Details über den Pfefferhandel auf Lager hatte, brachte er leider keinen Pfeffer mit nach Hause.<sup>14</sup>

Der nächste Versuch der Levant Company, im Gewürzhandel mitzumischen, diesmal auf dem Seeweg, endete in einem noch größeren Desaster. Sir James Lancasters Fahrt über den Indischen Ozean im Jahre 1591 war der erste Versuch der Engländer, den Osten über das Kap der Guten Hoffnung zu erreichen. Auditor Smythe und seine Levant Company besorgten die Finanzierung und stellten die bewaffneten Schiffe zur Verfügung. Doch nur eines von Lancasters vier Schiffen, die *Edward Bonaventure*, kehrte aus Ostindien zurück, und das auch nur mit reichlich ausgedünnter Besatzung. Die letzten Überlebenden, fünf Männer und ein Junge, schafften es gerade noch lebend nach Hause; sie hatten sogar Pfeffer geladen, den sie von einem portugiesischen Schiff geraubt hatten, das ihnen begegnet war. Lancaster selbst war mit dem Rest seiner Mannschaft auf den Komoren gestrandet, nachdem er in einem Tropensturm Schiffbruch erlitten hatte. Er kehrte erst 1594 heim. Bis dahin hatte er mehrmals in einer Flaute festgesessen, war von Skorbut heimgesucht worden, hatte drei Schiffe verloren und mitansehen müssen, wie beinahe seine gesamte Besatzung von wütenden Inselbewohnern aufgespießt wor-

den war. Zum Glück war die Levant Company reich genug, um den verheerenden finanziellen Misserfolg dieser Reise zu verkraften.<sup>15</sup>

Über diesen Dilettantismus konnten die kultivierteren portugiesischen und spanischen Seefahrer nur lächeln, die schon seit über hundert Jahren auf dem gesamten Globus ihre profitablen kosmopolitischen Reiche gründeten. Das Gold aus der Neuen Welt hatte Spanien zum reichsten Land Europas gemacht, und Portugal, das die Meere und Gewürze des Ostens kontrollierte, lag nur knapp dahinter. Der einzig echte Rivale der Iberer war – sehr zum Leidwesen der Briten – die winzige, gerade erst unabhängig gewordene Republik der Vereinigten Niederlande, die kaum halb so viele Einwohner zählte wie England und sich erst zwanzig Jahre zuvor, im Jahre 1579, von der spanischen Herrschaft losgesagt hatte.

Und so war es auch in erster Linie der erstaunliche Erfolg, den die Niederländer in jüngster Zeit zu verzeichnen hatten, der diese so unterschiedlichen Londoner zu ihrer Versammlung veranlasst hatte. Drei Monate zuvor, am 19. Juli, war Admiral Jacob Corneliszoon van Neck von der holländischen Compagnie van Verre – der «Gesellschaft aus der Ferne» – mit einer gewaltigen Ladung Gewürze aus Indonesien zurückgekehrt: 800 Tonnen Pfeffer, 200 Tonnen Nelken und großen Mengen Zimt und Muskatnuss. Die Reise brachte der Compagnie einen noch nie dagewesenen Gewinn von 400 Prozent ein: «Derart reich beladene Schiffe sind noch nie in Holland gelandet», wie ein besonders neidischer Beobachter der Levant Company festhielt.<sup>16</sup>

Im August nach dem «Erfolg der Reise durch die holländische Nation» hatten englische Kaufleute damit angefangen, sich über die Möglichkeit auszutauschen, eine Gesellschaft zu gründen, die eigene, ähnliche Fahrten unternehmen sollte, um Gewürze nicht mehr wie bisher von Zwischenhändlern aus dem Nahen Osten zu kaufen, die zugunsten ihrer Provision regelmäßig den Kaufpreis verdreifachten, sondern direkt von den Produzenten auf der anderen Seite des Erdballs, in Ostindien. Die treibende Kraft hinter dieser Initiative waren wiederum Smythes Clique von Kaufleuten der Levant Company. Wie einer von ihnen von der griechischen Insel Chios aus schrieb, war ihnen klar geworden, dass dieser niederländische «Handel mit Ostindien unseren Geschäften mit Aleppo glatt den Garaus macht».<sup>17</sup>

Der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte, war eine Delegation, die die Niederländer nach London schickten, weil sie englische Schiffe für weitere Fahrten in den Osten kaufen wollten. Das war zu viel für den Stolz der elisabethanischen Londoner. Den Amsterdamer Agenten, die im alten Kontor der Hamburg Company warteten, wurde mitgeteilt: «Unsere Londoner Kaufleute brauchen all unsere Schiffe selbst und haben keine übrig, um sie an die Holländer zu veräußern. Wir haben selbst die Absicht, fortan mit Ostindien Handel zu treiben.»<sup>18</sup> Das Treffen in der Founders' Hall war das direkte Ergebnis dieser Unterredung. Wie sie in ihrer Petition dem Geheimrat von Königin Elisabeth mitteilten, war es die Liebe zu ihrem Vaterland, die sie zu diesem Schritt bewog und die «nicht geringer denn die der holländischen Kaufleute zu ihrer eigenen Nation» sei: «Zum Zwecke der Ehre unseres Landes und der Förderung des Handels [...] wollen wir noch in diesem Jahr zur Überfahrt nach Ostindien aufbrechen.»<sup>19</sup>

Nicht weniger als ein Viertel der Zeichner der Reise und sieben der ursprünglich 15 Direktoren des Unternehmens waren Granden der Levant Company. Sie befürchteten (zu Recht), dass ihre bestehenden Investitionen in den Gewürzhandel dank der Niederländer nichts mehr wert waren, und stellten nicht nur ein Drittel der Subskriptionen zur Verfügung, sondern auch viele der Schiffe und außerdem die Büroräume, in denen die ersten Treffen stattfanden. Die «Company of Merchants of London trading to the East Indies» war also ursprünglich ein Ableger der Levant Company und ein Vehikel, mit dem ihre Anteilseigner die bestehenden Handelsaktivitäten durch den Ausbau des Seewegs auf den Fernen Osten ausweiten und so viel neues Kapital wie möglich beschaffen wollten.<sup>20</sup>

Das war der Grund, warum Smythe und seine Partner beschlossen hatten, ein neues Unternehmen zu gründen und es für neue Anteilseigner zu öffnen, statt lediglich den Geltungsbereich ihres bestehenden Monopols zu erweitern. Denn anders als die Levant Company, die einen festen Vorstand von 53 eng miteinander verbundenen Gesellschaftern besaß, war die EIC von Anfang an als Aktiengesellschaft konzipiert, die jedem offenstand, der sich beteiligen wollte. Smythe und seine Partner waren zu dem Schluss gekommen, dass «der Handel mit einer so weit entfernten Region nur mittels einer gemeinsamen, vereinten Aktie gelenkt zu werden



vermag».<sup>21</sup> Immerhin waren die damit verbundenen Kosten astronomisch und die Risiken enorm. Die Waren, die sie kaufen wollten, waren extrem teuer und wurden auf riesigen und kostspieligen Schiffen transportiert, die man mit großen Besatzungen bemannen und von Artilleriemeistern und professionellen Musketieren schützen lassen musste. Selbst wenn alles nach Plan lief, würden sich die Investitionen erst nach mehreren Jahren rentieren.

Die Idee der Aktiengesellschaft war eine der brilliantesten und revolutionärsten Innovationen, die das England der Tudorzeit hervorbrachte. Ursprünglich war die Idee der mittelalterlichen Einrichtung der Handwerkszünfte entsprungen, in denen Kaufleute und Faktoristen ihre Ressourcen bündeln konnten, um unternehmerische Vorhaben in die Tat umzusetzen, die sie sich allein nicht leisten konnten. Die Aktiengesellschaften gingen einen entscheidenden Schritt weiter: Sie bezogen passive Investoren ein, die über das nötige Geld verfügten, um ein Projekt zu finanzieren, persönlich aber gar nicht an dessen Durchführung beteiligt waren. Dazu wurden Aktien ausgegeben, die jedermann kaufen und wieder verkaufen konnte und deren Preis je nach Nachfrage und Erfolg des Projekts stieg oder fiel.

Eine solche Gesellschaft war «eine juristische und politische Körperschaft», also eine Kapitalgesellschaft mit einer rechtlichen Identität, die ihr eine Art juristische Unsterblichkeit verlieh, da sie den Tod ihrer einzelnen Aktionäre überdauern würde – «ähnlich wie die Themse», so der Rechtsgelehrte William Blackstone, «die doch stets derselbe Fluss ist, obschon jene Teile, aus denen sie sich zusammensetzt, immer wieder andere sind».<sup>22</sup>

40 Jahre zuvor, im Jahre 1553, hatte eine frühere Generation von Londoner Kaufleuten einen Prozess in die Wege geleitet, an dessen Ende die Gründung der ersten Aktiengesellschaft der Welt stand, der Muscovy Company, die eigentlich einen weitaus klangvolleren Namen trug: «The Mysterie and Companie of the Merchant Adventurers for the Discoverie of Regions, Dominions, Islands and Places Unknown».<sup>23</sup> Ursprünglich hatte sich diese Gesellschaft zum Ziel gesetzt, eine These zu überprüfen, die zuerst von klassischen Geografen geäußert worden war: dass die gesamte Landmasse der Erde eine Insel ist, die von einem Ozean umgeben ist. Falls das stimmte, musste es neben der bekannten Route rund ums

Kap der Guten Hoffnung auch eine nordöstliche Route geben, über die man in den Fernen Osten gelangte, wo Gewürze und Gold lockten. Und auf einer solchen Route würde man sich nicht mit den Konkurrenten von der Iberischen Halbinsel herumschlagen müssen.

Auch wenn den Direktoren der Muscovy Company schon bald klar wurde, dass eine solche Nordostroute nicht existierte, entdeckten sie auf ihrer Suche eine direkte Landverbindung nach Persien über Russland, über die sie erfolgreich Handel trieben. Bis die Osmanen mit ihren Eroberungen im Jahre 1580 diese Route unterbrachen, wurden sechs erfolgreiche Expeditionen nach Isfahan und den anderen großen Basarstädten der Region mit einem respektablen Gewinn unternommen.<sup>24</sup>

Im Jahre 1555 wurde der Muscovy Company ihr königlicher Freibrief verliehen, in dem ihre Privilegien und Verantwortlichkeiten festgelegt waren. 1583 gab es ähnliche Gesellschaften für den Handel mit Venedig und der Türkei, die sich 1592 zur Levant Company zusammenschlossen. Im selben Jahr erfolgte die Gründung der Sierra Leone Company, die mit Sklaven handelte. Die East India Company folgte also einem ziemlich ausgetretenen Pfad, und eigentlich hätte sie problemlos ihren königlichen Freibrief erhalten müssen. Außerdem wollte die Königin die City of London weiterhin auf ihrer Seite wissen, falls der aufrührerische Robert Devereux, 2. Earl of Essex, seine Drohung wahr machte und einen Staatsstreich anzettelte. Schon deshalb zeigte sie sich überraschend empfänglich für die ihr unterbreitete Petition.<sup>25</sup>

Doch fast unmittelbar danach kam vom Privy Council (Kronrat) der Befehl, sowohl die Gründung der Company als auch die Vorbereitungen für ihre erste Reise vorerst auszusetzen. Die Friedensverhandlungen mit Spanien, die auf den Tod von König Philipp II. im Jahre 1598 folgten, waren in vollem Gange, und ihre Lordschaften, die «es für vorteilhafter erachteten [...], einen Frieden zu schließen, als eben jenen Frieden ob eines Streits aufs Spiel zu setzen», beschlossen, dass die Abenteurer «in diesem Jahr in dieser Angelegenheit nicht weiter voranschreiten» sollten.

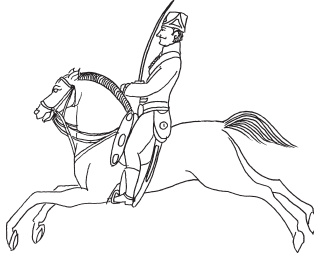
Den Kaufleuten, die keine Adligen waren und daher kaum Ansehen oder Einfluss bei Hofe genossen, blieb nichts anderes übrig, als zu warten. Zwölf ganze Monate lang sah es so aus, als würde aus dem ehrgeizigen

Vorhaben, eine englische Gesellschaft für den Handel mit dem Osten zu gründen, nun doch nichts werden.

Erst als die Friedensverhandlungen mit Spanien im Sommer 1600 scheiterten, änderte der Privy Council seine Meinung, fasste sich ein Herz und betonte die universelle Freiheit der Meere und das Recht aller Nationen, Schiffe zu entsenden, wohin sie es wünschten. Fast genau ein Jahr nach der Ausarbeitung der Petition, am 23. September 1600, erhielten die Unterzeichner grünes Licht: «Es gefällt Ihrer Majestät», teilte man ihnen mit, «dass sie in ihrem Vorhaben voranschreiten mögen [...] und besagte Schiffsreise in die Wege leiten.»<sup>26</sup>

\*

[...]



## KAPITEL 5

### *Chaos und Blutvergießen*

[...]

★

Während die gewaltige Mogularmee nach Osten vorrückte, gab Major John Carnac, der für die Company die Grenze zu Avadh überwachte, sein schweres Gepäck auf und zog sich, so schnell er konnte, in Richtung Patna zurück, ohne den Feind daran zu hindern, den Karmanasa zu überqueren, oder auch nur den geringsten Widerstand zu leisten. Seine 19 000 Mann waren zwar die größte Armee, die die Company je aufgestellt hatte, verblassten aber gegenüber der gewaltigen Heerschar von 150 000 Soldaten, die sich ihnen jetzt näherte. Der EIC blieben weniger als vierzehn Tage, um Gräben und Schanzen einzurichten und ihre hochmoderne Artillerieabwehr gegen die baldigen Belagerer in Stellung zu bringen.<sup>43</sup>

Carnac hatte eine regelrechte Welle von Meutereien unter seinen erschöpften Sepoys erlebt, doch als sich die Mogularmee Patna näherte, wurden auch dort Risse sichtbar. Zwischen den nackten Naga Sadhus und den Paschtunen brachen Kämpfe aus, bei denen ganze Heereszüge einander an die Gurgel gingen. In der Zwischenzeit verbreiteten sich unter den

Kommandanten Gerüchte, dass Shah Alam heimliche Absprachen mit der Company treffe: «Seine Majestät war strikt dagegen, gegen die Engländer zu kämpfen», schrieb Ansari, «deshalb nahm er während dieser Feldzüge weder an den Beratungen noch an den Planungen teil, und während der Schlachten beobachtete er seine kämpfenden Vasallen nur von ferne.»<sup>44</sup>

«Es gab bei diesen Truppen so wenig Ordnung und Disziplin», schrieb Ghulam Hussain Khan, «und die Männer waren so wenig daran gewöhnt zu gehorchen, dass sie mitten im Lager kämpften, sich gegenseitig töteten und ermordeten; dass sie ohne den geringsten Skrupel oder die geringste Kontrolle plünderten und marodierten. Niemand hatte ein Auge darauf, und diese zügellosen Männer scheuten sich nicht, ihre eigenen Waffenbrüder zu entkleiden und zu töten, wenn sie versehentlich hinter der Haupttruppe zurückblieben oder man sie an einsamer Stelle antraf. Sie verhielten sich wie eine Bande von Wegelagerern [...], die jedes Stück Vieh stahlen, dessen sie habhaft wurden.»<sup>45</sup> «Die plündernden Truppen richteten einen solchen Schaden an, dass hinterher im Umkreis von zehn Meilen keine Spur von Wohlstand, Besiedlung oder Landwirtschaft mehr sichtbar war», fügte Ansari hinzu. «Sie trieben die einfache Bevölkerung zur Verzweiflung.»<sup>46</sup>

Am 3. Mai 1764 erreichte die vereinte Mogularmee schließlich die Mauern von Patna. Auf Drängen Shujas stürzten sie sich direkt in die Schlacht. Seine erfahrensten Berater «baten den Nawab-Wesir, die Schlacht aus der Ferne zu überwachen, in der Nähe Seiner Majestät, des Großmoguls, der auf seinem großen Elefanten saß, von wo aus man ihn bewundern konnte wie die wohltätige, prachtvolle Sonne. Wenn seine Truppen merkten, wie er tapfer und gefasst das Schlachtgeschehen übersah, würde sie das dazu ermutigen, selbst standhaft zu bleiben und nicht den Mut zu verlieren.»

Wie nicht anders zu erwarten, wollte Shuja nichts davon hören.

«Ich bin bei Weitem der Erfahrenste in Sachen Krieg», sagte er. «Ich kann nicht reglos herumsitzen, ich muss das schnellste Pferd haben, um sofort dorthin zu gelangen, wo meine treuen Soldaten mich brauchen!» Also ritt er gemeinsam mit seinen besten Kämpfern an die Spitze des Heeres und ließ seine Männer in Reih und Glied antreten. Dann trat er mit seinen tapfersten Truppen aus dem Schutz der umliegenden Gebäude heraus und bewegte sich langsam auf die englischen Linien zu. Die Soldaten brüllten, und der Staub, den die Hufe der galop-

pierenden Pferde aufwirbelte, verdunkelte Himmel und Erde. Die englischen Linien erschienen in der Ferne wie eine rot-schwarze Wolke, und Kugeln regneten auf die Truppen des Nawab-Wesirs herab wie Herbstlaub. Einer nach dem anderen fielen sie, sich windend und blutend, in den Staub, in großer Zahl.<sup>47</sup>

Es waren die «vorn und hinten nackten» Naga Sadhus, die die Hauptlast des feindlichen Feuers trugen. Noch während sie zu Hunderten niedergemetzelt wurden, rannten sie, berauscht von ihrem *bhang* (Haschisch), Welle um Welle auf die englischen Schanzen zu, ohne sich um die Gefahr zu scheren. Währenddessen hielten sich Mir Qasim und seine Truppen im Hintergrund, «weit hinter den Linien von Shujas Truppen, und beobachteten das militärische Geschehen bloß aus der Ferne».

Der Nawab-Wesir sandte Mir Qasim folgende Nachricht: «Ich und Eure Kollegen befinden uns mitten im Gefecht – jeden Augenblick opfern meine Diener direkt vor meinen Augen ihr Leben wie Motten, die in eine Kerzenflamme flattern, während Ihr nichts tut, als aus der Ferne zuzusehen! Kommt und kämpft gegen die Engländer, oder wenn Ihr dazu nicht fähig seid, schickt wenigstens Samru mit seiner modernen Artillerie!» Aber Seine bengalische Hoheit schien wie angewurzelt und rührte sich nicht, noch schickte er Samru, um seinem Verbündeten beizustehen.

Gegen Abend setzten die Gossain und Naga ihre Angriffe fort. Nun waren die Rohilla an der Reihe, die ihnen auf Befehl des Nawab-Wesirs zu Hilfe kamen. Die Schlacht war heftig, das englische Artilleriefeuer blendete und erschreckte die Männer. Schädel wurden gespalten und Hälse gebrochen, und bald lagen überall auf dem blutgetränkten Schlachtfeld die Leichen verstreut, das nun aussah wie eine Wiese aus wildem rotem Mohn und Tulpen. Ohrenbetäubendes Geschützfeuer und blitzende Schwertklingen auf beiden Seiten – es war, als würde die Hand des Schicksals der Zeit eine Mauschelle verpassen. Doch Major Carnac verlor nicht die Nerven, und wie ein Fluch vom Himmel griff er diese kaltherzigen Truppen an und ließ die Männer sich entweder auf dem Schlachtfeld winden oder schickte sie hinüber ins Tal des Nicht-Seins. Der Nawab-Wesir wurde währenddessen zweimal von Kugeln getroffen, kümmerte sich aber nicht weiter um seine Wunden. In der Hitze des Gefechts sandte er Seiner bengalischen Hoheit eine weitere Nachricht, um ihn zu maßregeln, worauf ihm jener antwortete: «Der Tag ist zu Ende, es ist Zeit, uns in unsere Zelte zurückzuziehen! Wir können morgen weiterkämpfen!»

Noch merkwürdiger als diese Antwort war der Wind: Nachdem er den ganzen Tag von Westen her Shujas Truppen in den Rücken geblasen und den Engländern Staub und Stroh in die Augen getrieben hatte, drehte er mit einem Mal und blies von Osten her und blendete die Truppen des Nawab mit Dornen und Unrat, Rauch und Schießpulver vom Schlachtfeld. So ließ Shuja schließlich doch die Trommeln schlagen, zog sich zurück, um seine Wunden versorgen zu lassen, und dachte nicht mehr daran, weiterzukämpfen.<sup>48</sup>

\*

In der enormen Hitze des Monats Mai dauerte die Belagerung von Patna weitere drei Wochen. Beide Seiten, überrascht vom Ausmaß des Blutvergießens und der Grausamkeit der Kämpfe, blieben anfangs in ihren Schlachtreihen. Doch die Belagerung blieb ebenso ergebnislos wie die Schlacht.

Dennoch setzte Shuja die Sepoys der Company weiter unter Druck und begab sich selbst ständig in Gefahr. Als er einmal mit nur zwei Wachen als Begleitung eine vorgeschobene Stellung auskundschaftete, wurde er von einer Patrouille der Company erkannt, verfolgt und beinahe gefangen genommen: «Der Nawab-Wesir glaubte sich schon in den Fängen seiner Feinde, als er geistesgegenwärtig die Zügel seines Pferdes ergriff und rasch davonritt, bis er dieser Todesfalle entkommen war.»<sup>49</sup> Doch trotz all seiner Tapferkeit konnte Shuja nicht verhindern, dass Carnacs Männer Zeit hatten, ausgeklügelte und gut zu verteidigende Schanzen zu errichten, «die einer Mauer glichen, die Feuer und Flammen spie».<sup>50</sup> Das Einzige, was Shuja damit erreichte, war, dass er sich nur noch mehr darüber aufregte, dass seine Partner, insbesondere Mir Qasim, nichts unternahmen. Ihm war klar, dass dies nicht der richtige Zeitpunkt war, um seinen Gast zur Rechenschaft zu ziehen – das sparte er sich für später auf.

Nur einer von Shujas Verbündeten zeigte sich wirklich engagiert: der französische Abenteurer René Madec. «Endlich sah ich mich imstande, gegen die Engländer zu kämpfen», schrieb der Bretone, «und mich für all das Unrecht zu rächen, das sie mir und meinen Landsleuten angetan hatten.»

Wir griffen ihre Schanzen mit einer Kraft an, mit der sie nicht gerechnet hatten, doch die Anlagen waren so gut befestigt, dass wir sie in all den zwanzig Tagen, die unsere Angriffe dauerten, nicht erstürmen konnten. Der Nawab empfahl mir immer wieder, mich nicht einem solchen Risiko auszusetzen, aber mich steuerte der Ehrgeiz, diese Nation zu zerstören, die die meine zerstört hatte. Mit jeder Faser meines Körpers setzte ich mich dafür ein, ihre völlige Vernichtung zu erreichen, doch die anderen unterstützten mich dabei nicht, daher verlief dieser Feldzug nicht so, wie ich es erhofft hatte. Schließlich zwang uns der herannahende Regen, unsere Operationen auf die nächste Feldzugsaison zu verschieben und uns ein Winterquartier zu suchen.<sup>51</sup>

Nach drei Wochen ständiger Verluste und ohne erkennbare Gewinne wurde Shuja dann plötzlich doch der Belagerung überdrüssig – er ahnte nicht, dass in der Stadt die Vorräte zur Neige gingen und der angeschlagene und entmutigte Carnac ganz konkret über eine Kapitulation nachdachte. Am 14. Juni 1764 ließ Shuja die Trommeln schlagen, um den Rückzug anzukündigen. Er marschierte mit seinen Truppen durch den ersten Monsunregen nach Westen und ließ sich am Ufer des Ganges bei der Festung von Buxar nahe der Grenze zu Avadh nieder. Dort ließ er Gräben und Kasernen errichten und beschloss, seine Invasion Bengalens fortzusetzen, sobald im Herbst nach dem Dashahara-Fest die nächste Feldzugsaison begann. Die erschöpften Soldaten der Company, die genau wussten, wie knapp sie einer erniedrigenden Kapitulation entgangen waren, weigerten sich, Shujas Truppen nachzusetzen.

Doch anstatt seine Truppen zu drillen und aktiv auf die bevorstehenden Kämpfe vorzubereiten, «gab sich Shuja wieder Unterhaltung, Vergnügungen und Sinnesfreuden hin, ohne auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, wie viele [Kanonen-]Kugeln sie benötigen würden oder welche Qualität Geschosse und Pulver haben sollten, und ohne sich mit irgendjemandem darüber zu beraten, auf welche Weise man dem Feind am besten beikäme. Er weigerte sich sogar, die Ersuche eines Artillerieoffiziers anzuhören, der um einige Dinge bat, die er benötigte, um seinen Dienst zu versehen. In all dem war er recht nachlässig und unaufmerksam. Stattdessen vertrieb er sich die Zeit mit Würfelspielen, sah seinen Tauben beim Fliegen zu, schaute sich die Dar-



bietungen seiner Tänzerinnen an und vergnügte sich mit allerlei Zeitvertreib.»<sup>52</sup>

Nur in einem Punkt griff er hart durch – aber nicht etwa gegen die EIC, sondern gegen seinen eigenen Verbündeten Mir Qasim, dessen Untätigkeit er nun in aller Öffentlichkeit für das Scheitern des Angriffs auf Patna verantwortlich machte. Er rief Mir Qasims deutschen Kommandanten Samru zu sich und zog ihn auf seine Seite, indem er ihm Reichtum und Ländereien versprach. Dann befahl er ihm, Mir Qasim auszurauben: «Samru und seine Leute umzingelten das Zelt Seiner Hoheit und nahmen ihm gewaltsam seine Schatztruhen weg. Danach schlugen Samrus Soldaten ihr Lager bei den Truppen des Nawab-Wesirs auf.»

Diese Vorkommnisse veranlassten Mir Qasim, bei seiner öffentlichen Audienz einige wenig schmeichelhafte Bemerkungen über den Nawab-Wesir zu machen, was nicht allzu klug war, da sie von Spionen weitergegeben wurden. Der Nawab-Wesir befahl seinen Truppen sofort, Seine Hoheit in dessen Lager zu verhaften und unter bewaffneter Eskorte zu ihm zu bringen.

Am Morgen zogen die Soldaten des Nawab-Wesirs los, umzingelten die Zelte Seiner bengalischen Hoheit und schlepten alles fort, was sie in den Frauenquartieren und Lagerhäusern fanden. Mir Qasim verzweifelte und beschloss, den Fakir zu geben und so zu tun, als sei er wahnsinnig geworden. Er zog ein zinnoberrotes Hemd an und setzte sich einen Hut auf, stieg vom Thron und hockte sich mitten im Lager auf eine Matte, umgeben von einigen seiner Freunde, die ebenfalls verrückt spielten und kunterbunte Narrenkostüme im Stil der Derwische trugen. Die Soldaten des Lagers zeigten mit dem Finger auf sie und piffen höhnisch. Etwas später führte der Offizier Mir Qasim hinaus, wo dieser einen Elefanten besteigen musste, der eigens für ihn hergeführt worden war. Der Offizier nahm hinter ihm in der *howdah* Platz. Die johlende Menge begleitete sie zum Lager des Nawab-Wesirs, wo Seine bengalische Hoheit in den für ihn vorgesehenen Kerker gesperrt wurde.<sup>53</sup>

Wenige Monate zuvor war Mir Qasim noch einer der reichsten und mächtigsten Herrscher Indiens gewesen. Jetzt war er ein mittelloser, in Ketten gelegter Gefangener von Shuja.

Vier Monate später, am 22. Oktober, sah man die Rotröcke der ersten Bataillone von Sepoys der EIC zum Klang der Regimentstrommeln durch die Mango-Haine am Ufer des Ganges auf Buxar zumarschieren. Kurz zuvor waren aus Kalkutta Verstärkung für die Sepoys und ein Regiment des Königs eingetroffen. Die neuen Truppen wurden von einem der effektivsten britischen Offiziere in Indien befehligt: einem schneidigen und besonnenen, aber äußerst skrupellosen 38-jährigen Major aus dem schottischen Hochland namens Hector Munro.

Jean-Baptiste Gentil, der nun Shujas Infanterie befehligte, ritt direkt zum Nawab und drängte ihn, sofort zu handeln: «Ich kenne die Engländer und ihre Methoden der Kriegsführung nur allzu gut», sagte er. «Ihr dürft sie nicht unterschätzen. Wacht lieber jetzt auf! Hört auf damit, Euch zu berauschen und zu vergnügen, und macht lieber Eure Truppen bereit!»

«Jetzt, da die Engländer noch nicht in Schlachtordnung aufgestellt sind, jetzt, da die Lastkähne noch nicht den Fluss herabgekommen sind, um ihre Waffen und ihre militärische Ausrüstung auszuladen, jetzt, da sie alle damit beschäftigt sind, ihre Zelte aufzuschlagen – jetzt ist die beste Zeit, um anzugreifen! Gott der Allmächtige möge uns gestatten, sie jetzt zu besiegen und zu zerstreuen. Wenn wir warten, bis sie sich eingerichtet haben, wird es umso schwieriger sein, die Oberhand zu gewinnen!» Doch der Nawab-Wesir lachte nur und prahlte: «Mit welcher Taktik und Strategie wir mit diesem Haufen umgehen, überlasst Ihr besser mir und meinem Urteil!»<sup>54</sup>

In jener Nacht schickte Shuja all seine Frauen und Schätze unter Bewachung zurück in seine Hauptstadt Faizabad. Seine Truppen ließ er unter Waffen schlafen, stets bereit für einen der nächtlichen Angriffe, für die die Company inzwischen gefürchtet war. Doch ein solcher Angriff blieb aus. Shujas ursprünglicher Plan war augenscheinlich, aus der Deckung seiner Schanzen heraus eine Verteidigungsschlacht zu führen, wie es die EIC vor Patna getan hatte. Aber als er im Laufe des Vormittags gewahr wurde, wie viel mehr Soldaten er besaß als die Company, änderte er seine Meinung und beschloss, stattdessen in die Offensive zu gehen. «Im Morgengrauen stellte Munro seine Truppen in Schlachtordnung auf», schrieb Ansari, «und feuerte mit seiner Artillerie, wodurch er dem Feind großen Schaden

zufügte. Dies veranlasste den Nawab-Wesir, seinen Schlachtplan dahingehend zu ändern, nun vorzugsweise hinter den Erdwällen hervorzukommen und mit seiner Kavallerie auf offenem Feld zu kämpfen.»<sup>55</sup>

Sehr zur Überraschung von Munro, der den Berichten seiner Kundschafter zunächst keinen Glauben geschenkt hatte, entschied sich Shuja für einen Vorstoß aus seiner starken Verteidigungsposition heraus: Munro konnte einfach nicht begreifen, warum Shuja seine Schanzen verließ und damit einen so großen Vorteil aufgab. Kurz darauf eröffnete Madecs schwere Artillerie das Feuer, das die Company mit ihren leichteren, beweglicheren und schneller feuernenden Geschützen erwiderte: «Wie Tiger und Leoparden eröffneten Engländer und Franzosen den Kampf», notierte Ansari, «mit blitzenden Schwertern und flammenden Kanonen.»<sup>56</sup>

Um neun Uhr standen sich die beiden Armeen gegenüber, zwischen ihnen erstreckte sich ein Sumpfgebiet, und neben dem linken Flügel der Mogularmee floss der breite, flache Ganges. Shujas Kavallerie aus Naga und Afghanen, die an der rechten Flanke der Mogularmee aufgestellt war, eröffnete die Schlacht, indem sie um den Sumpf herumritt, in Munros Rücken auftauchte und die hintere Formation der Company angriff, wo die Grenadiere postiert waren.

Es dauerte nicht lange, bis die Flanke der Company durchbrochen war. Shujas Kavallerie ritt zwischen den Grenadieren hindurch und in die Reihen der Reserve hinein, wobei sie links und rechts die Soldaten abschlachteten. «Ich schätze, wenn nur ein- oder zweitausend der feindlichen Kavallerie so tapfer gewesen wären wie jene, die die Grenadiere angriffen, hätten wir den Tag verloren,» schrieb Lieutenant Gabriel Harper später. «Das Schicksal war mehr als einmal gegen uns, und ich bin der Meinung, die Sepoys hätten der Kanonade keine fünf Minuten länger standhalten können, als sie es taten.»<sup>57</sup> Nachdem die Reiter der Moguln die feindlichen Reihen durchbrochen hatten, drangen sie in das Lager der Company ein, wo sie die irreguläre Kavallerie in die Flucht schlugen, die das Gepäck, die Kriegskasse und die Munition bewachte. Sie stiegen sofort ab und steckten ein, was sie konnten. Danach hatte Shuja keine Kontrolle mehr über sie, und sie spielten in der Schlacht fortan keine Rolle mehr.

Am Ende war es wie immer die überlegene Disziplin der Truppen der

Company, die ihr den Sieg brachte. Munro erinnerte seine Truppen gerne daran, dass «regelmäßige Disziplin und strikter Befehlsgehorsam die einzigen Trümpfe sind, die die Europäer in diesem Land besitzen».<sup>58</sup> Die Ereignisse jenes Tages gaben ihm Recht. Auch wenn sie Gepäck und Munition einbüßten und durch das konzentrierte Artillerief Feuer von Madecs und Samrus schweren Geschützen ungeahnte Verluste erlitten, hielten Munros Sepoys eisern die Stellung.

Die ersten englischen Gefangenen wurden gefesselt vor Shuja geführt, der sich bereits für den Sieger des Tages hielt. Er befahl, Siegesfanfaren zu blasen, woraufhin mehrere Kommandanten ihre Posten verließen, um ihn persönlich zu seinem Triumph zu beglückwünschen. Gentil, der sich gerade zusammen mit Shuja in der Mitte der mogulischen Schlachtreihe befand, wurde ganz mulmig, als er sah, was dann geschah. «Es schien, als hätten wir die Engländer komplett geschlagen», schrieb er. «Schließlich hatten sie ihre Munitions- und Lebensmittelvorräte, ihr gesamtes Gepäck und ihre Kasse für militärische Ausgaben verloren.»

Munro war sich seiner Niederlage bewusst und gab den Befehl, so schnell wie möglich die Versorgungskähne zum Schlachtfeld zu bringen, da die englische Armee keinen anderen Rückzugsweg hatte als den Fluss. Aber es gab eine lange Verzögerung, bis der Befehl ausgeführt war, und in der Zwischenzeit verzichtete die Kavallerie der Moguln darauf, die Engländer zu bedrängen; sie war allzu sehr damit beschäftigt, das englische Lager zu plündern. Als Munro das sah und alles verloren glaubte, griff er voller Verzweiflung die Truppen unseres linken Flügels an.<sup>59</sup>

Munro erkannte, dass sein großer Moment gekommen war. Er galoppierte seine Linie entlang, trotzte den Salven, die von den mogulischen Geschützen auf ihn abgefeuert wurden, schwenkte seinen Hut und befahl einen allgemeinen Vormarsch. «Durch diesen bravourösen Akt der Verzweiflung», schrieb Gentil, «war Munro mit einem Mal Herr über eben jenes Schlachtfeld, von dem er nur wenige Augenblicke zuvor geglaubt hatte, es verlassen zu müssen.»<sup>60</sup> Die Sepoys der Company «hatten im Glauben, sie seien verloren, bereits den Rückzug angetreten», schrieb Madec. «Sie wären allesamt geflohen, hätten sie die Möglichkeit dazu gehabt. Aber ge-

rade weil sie nicht fliehen konnten, fassten sie sich ein Herz und stürmten, als sie sahen, dass unser linker Flügel zum Ganges hin unterbesetzt war und der Unterstützung bedurfte, mit einer rücksichtslosen Tapferkeit, die ihresgleichen sucht, vorwärts.»<sup>61</sup>

Shuja, der diese plötzliche Wendung nicht fassen konnte, blieb standhaft und war wild entschlossen, seine Truppen wieder zu sammeln. «Er hatte sich bereits ausgemalt, wie er die liebliche Victoria in seinen Armen hält, und nun sah er sich plötzlich selbst, wie in einem Spiegel, in den Fängen dieses furchtbaren Alptraums, der Niederlage. Er blieb wie angewurzelt stehen und starrte ungläubig diese schreckliche, jähe Veränderung an.» Während sich die Schlachtreihen der Mogularmee um ihn herum auflösten, kam Anupgiri, der Stammesfürst der Naga, zu ihm. Obwohl er selbst schwer am Oberschenkel verwundet war, gelang es ihm, Shuja ud-Daula zur Flucht zu überreden: «Dies ist nicht die Zeit, um einen sinnlosen Tod zu sterben», sagte er. «Eines anderen Tages werden wir mühelos siegen und uns rächen.»<sup>62</sup> Shuja beschloss weiterzuleben und galoppierte auf die Pontonbrücke zu, die er auf dem Fluss errichtet hatte, während sich hinter ihm die nackten Naga mit den Feinden ein erbittertes Rückzugsgefecht lieferten. Sobald Shuja, Samru und Anupgiri die Brücke überquert hatten, befahl Letzterer seinen Leuten, die Brücke hinter ihm zu zerstören.

Dadurch wurde zwar der Vormarsch der Company gestoppt, aber zugleich waren alle Soldaten der Mogularmee, die es nicht mehr über den Fluss geschafft hatten, dem Tode geweiht – vor allem die tapfere Nachhut der Naga. Als sie versuchten, durch den Morast zu waten, wurden sie von den Sepoys der Company, die inzwischen das Flussufer säumten, niedergeschossen. «Viele von ihnen bemühten sich, den tiefen, schlammigen Fluss zu überqueren, der hinter dem Lager floss», schrieb Ghulam Hussain Khan, «doch sie blieben im Schlick stecken und wurden von der Artillerie und den Salven, die die Telingas [Sepoys] ununterbrochen auf den fliehenden Feind abfeuerten, getötet [...].»<sup>63</sup>

Nun war es an den Truppen der Company, sich zu bereichern: «Alles, was dem Wesir oder seinen Offizieren gehörte, wie Zelte, Möbel und anderes Hab und Gut, fiel den Siegern in die Hände», schrieb Ghulam Hussain Khan. «Viele Bankiersstände voller Silber- und Goldmünzen

und Zelte von Händlern voll wertvoller Dinge wurden in einem einzigen Augenblick geplündert. Zweihundert Artilleriegeschütze wurden erbeutet, sodass die englischen Truppen eine ungeheure Beute machten [...]. Gott allein weiß, welche Schätze jene Armee besessen haben muss! Die ungeheuren Reichtümer in diesem Lager hätten es mit der Hauptstadt von Hindustan aufnehmen können.»<sup>64</sup>

Die Schlacht von Buxar war kurz, unübersichtlich und extrem blutig: Von den 7000 Mann, die die Company ins Feld geführt hatte, zählte sie 850 Gefallene, Verwundete oder Vermisste – mehr als ein Achtel der Truppenstärke; die Verluste der Moguln waren um ein Vielfaches höher, wahrscheinlich hatten sie bis zu 5000 Tote zu beklagen. Lange war ungewiss, wie dieser Tag enden würde. Und doch war es letztlich eine der entscheidendsten Schlachten der indischen Geschichte, sogar noch entscheidender als die (heute berühmtere) Schlacht bei Palashi sieben Jahre zuvor.

Die drei großen Armeen des Mogulreiches hatten sich zusammengeschlossen, um die Company zu besiegen und aus Indien zu vertreiben. Stattdessen hatte die Company die Moguln besiegt und blieb die dominierende militärische Kraft in Nordostindien. Die Schlacht von Buxar untermauerte die Kontrolle von Bengalen und der Küste durch die EIC und ebnete dieser den Weg, ihren Einfluss nach Westen auszudehnen, weit ins Landesinnere hinein. Die Company, die als einfache Importfirma begonnen hatte, bei der Freibeuter und ehemalige Piraten den Ton angaben, hatte bereits eine Wandlung hinter sich: Sie war zu einem relativ respektablen internationalen Handelsunternehmen aufgestiegen, dessen Aktie so geringen Schwankungen unterlag, dass sie fast schon als internationale Währung galt. Nun erlebte die EIC eine zweite Transformation: Das von ein paar verstreuten Enklaven an der indischen Küste aus operierende Handelsunternehmen avancierte zur herrschenden Institution über einen reichen, expandierenden Territorialstaat, der sich bald über ganz Südasien erstrecken sollte.

Vor allem aber war dies der Moment, in dem die Handelsorganisation den Grundstein für die territoriale Eroberung Indiens legte. Ein Privatunternehmen hatte sich verpuppt, und geschlüpft war eine autonome imperiale Macht, deren Armee bereits größer war als die der britischen Krone und die in der Lage war, die administrative Kontrolle über 20 Millionen

Inder auszuüben. Aus einer Gruppe von Kaufleuten waren de facto souveräne Herrscher über weite Teile Nordindiens geworden. In den Worten eines zeitgenössischen Beobachters: «Durch viele unerwartete Zufälle [hat sich] eine Gesellschaft privater Kaufleute in ein Kabinett asiatischer Fürsten [verwandelt].»<sup>65</sup> Das Ergebnis war ein Gebilde, das Adam Smith später als «merkwürdige Absurdität» bezeichnete: ein *company state*, ein Staat, der von einer Firma regiert wurde.<sup>66</sup>

Als 20 Jahre später der Teehändler und Reisende Thomas Twining eine Bootsfahrt auf dem Ganges unterbrach, um den längst brach liegenden Schauplatz der Schlacht von Buxar zu besuchen, notierte er in seinem Tagebuch: «Hier soll sie also geendet haben, die außergewöhnliche Reihe militärischer Erfolge, die die schönsten Teile Asiens unter die Herrschaft britischer Kaufleute brachte, die zunächst in der Maske mittelloser Abenteurer an den Küsten Indiens aufgetaucht waren. Es gibt in der Geschichte wohl wenige bemerkenswertere Ergebnisse als diejenige dieser Operationen. Ergebnisse, die in solchem Missverhältnis zu den aufgewendeten Mitteln stehen, dass es vollkommen unerklärlich scheint.»<sup>67</sup>

Twining hatte nicht ganz Unrecht. Die Company hatte alles auf eine Karte gesetzt – und gewonnen. Das Mogulreich lag ihr nun zu Füßen und war vollständig besiegt. Alle Voraussetzungen für die außergewöhnlichste feindliche Übernahme der Geschichte waren geschaffen.<sup>68</sup>

\*

Was den drei Moguln, die sich gegen die Engländer zusammengetan hatten, im Anschluss an den Sieg der Company in Buxar widerfuhr, hätte unterschiedlicher kaum sein können.

Während der überstürzten Flucht aus Buxar wurde Mir Qasim von Shuja aus seiner Gefangenschaft befreit. Doch seiner früheren Macht und seines Vermögens beraubt, fand dieser fähigste aller Mogulherrscher, dem die Company seine Beteiligung am Massaker von Patna niemals verzieh, im Kaleidoskop der Politik des 18. Jahrhunderts keinen Platz mehr. Er trieb sich in ganz Hindustan herum und starb schließlich verarmt auf einem kleinen Bauernhof in der Nähe von Agra. Angeblich konnten sich

seine Kinder anlässlich seiner Beerdigung nicht einmal ein Leichentuch für ihren Vater leisten.<sup>69</sup>

Shuja ud-Daula wählte – wie kaum anders zu erwarten – den Weg des militärischen Widerstands. Als die Bataillone der Company unter dem Befehl Munros tiefer nach Avadh eindringen, unternahm er eine Reihe berittener Guerillaangriffe gegen seine Verfolger, doch er konnte sich nicht durchsetzen, und schließlich trennte er sich von seinen Anhängern. Derweil beschlagnahmte Carnac, der inzwischen zum General aufgestiegen war, Shujas Villa in Faizabad und erklärte sie zu seiner persönlichen Residenz. Der Company gelang es schließlich, Shuja in der großen Festung von Chunar in die Enge zu treiben, aber als die Festung gestürmt wurde, entkam er noch einmal. Am 3. Mai 1765 kämpfte er bei Kora seine letzte aussichtslose Schlacht gegen die EIC. Nach seiner Niederlage verbrachte er mehrere Monate auf der Flucht durch sein ehemaliges Herrschaftsgebiet, bis er bei den afghanischen Rohilla im Doab Zuflucht fand.

Im Juli handelte sein weltgewandter französischer Söldner Jean-Baptiste Gentil die Kapitulation aus. Gentil machte der Company klar, dass sie gut daran täte, den besiegten Shuja unter britischem Schutz wieder einzusetzen, um dessen Herrschaftsgebiet als Puffer zwischen dem reichen Bengalen und der gesetzlosen Anarchie in den umkämpften Gebieten rund um Delhi zu nutzen, die abwechselnd von rivalisierenden Armeen der Afghanen und Marathen kontrolliert wurden, welche für Chaos und Blutvergießen sorgten.

Als man ihm Unversehrtheit und Freiheit zusicherte, stellte sich Shuja schließlich. In seinem übergroßen Palankin sitzend, kreuzte er mit einer Eskorte von nur 200 Reitern aus heiterem Himmel in Munros Lager auf.<sup>70</sup> «Es war gegen vier Uhr nachmittags», schrieb Gentil, «der General hatte gerade gespeist und trank, wie es die Engländer zu tun pflegen, nach dem Dessert ein Glas Portwein. Die Staubwolke, die die Pferde der Kavallerieeskorte des Nawabs aufwirbelte, sorgte dafür, dass Alarm gegeben wurde. Die Trommeln ertönten, und alle eilten auf ihre Posten. Im nächsten Augenblick kamen zwei Boten gelaufen und verkündeten die Ankunft des Nawab-Wesirs.»<sup>71</sup>



Zu seiner Überraschung stellte Shuja fest, dass «die englischen Gentlemen ihre Hüte abnahmen und ihm ihren Respekt bekundeten, wie es in ihrem Land üblich ist, und sich sehr freundlich verhielten. Sie standen vor ihm und applaudierten.»<sup>72</sup> Er erhielt ein neues Herrschaftsgebiet, eine etwas kleinere Variante seines alten Königreiches, das er unter den wachsamen Augen eines britischen Resident Minister regieren durfte. Voraussetzung war, dass er immense Reparationszahlungen in Höhe von 5 Millionen Rupien (heute: 65 Mio. £) leistete und sich von einem Sepoy-Regiment der Company bewachen ließ, für deren Anwesenheit er obendrein noch einen riesigen Zuschuss zahlen musste.<sup>73</sup>

Der Großmogul Shah Alam tat unterdessen sein Bestes, um seine Beziehungen zur Company, mit der er während des gesamten Buxar-Feldzuges in geheimer Korrespondenz gestanden hatte, wieder geradezubiegen. Aus seiner Sicht war die Schlacht von Buxar ein Konflikt zwischen dreien seiner Diener gewesen, die allesamt dem Mogulthron die Treue geschworen hatten; schon deshalb hatte er in dem Konflikt neutral sein müssen. Dennoch war er während der Schlacht in seinem Zelt geblieben, um seine Missbilligung über Shujas (wie er fand) unnötig konfrontative Strategie auszudrücken.<sup>74</sup>

Als Shuja im Anschluss an die Schlacht von Buxar mit seinem Heer nach Avadh floh, um den Kampf fortzusetzen, hielten sich Shah Alam und seine Leibgarde noch eine Weile in der Nähe des Schlachtfeldes auf und schickten Boten zu Munro, um sich mit ihm zu verständigen. Wie schon nach seiner Niederlage bei Helsa anderthalb Jahre zuvor bewies Shah Alam großes Geschick – er wusste genau, dass er für die Company als Verbündeter nützlicher war denn als Feind.

Kurz nach dem Ende der Schlacht und «sobald man den Nawab-Wesir auf der anderen Seite des Flusses fliehen sah, trat der Großmogul, der somit in Freiheit blieb, in Verhandlungen mit den Engländern ein, indem er Munro, Mir Jafar und Vansittart Ehrengewänder überbringen ließ. Da dies jenen einen guten Vorwand bot, ihre eigenen Vorhaben voranzutreiben, verdoppelten sie ihr Tempo, und schon wenige Stunden später waren sie bei ihm.»<sup>75</sup>

Der Großmogul wollte der Company zu verstehen geben, dass ihn mit

Shuja nichts verband, und drohte sogar, sollten der Wesir und die Briten sich einigen, werde er «nach Delhi gehen, denn ich werde mich keinesfalls wieder in die Hände eines Mannes begeben, der mich dermaßen schlecht behandelt hat».<sup>76</sup> Munro für seinen Teil war sich durchaus bewusst, dass ein Marionettenherrscher, der der Company das Legitimitätssiegel des Großmoguls erteilte, ihren Expansionsbestrebungen nur nutzen konnte: «Um zu vermeiden, dass der König oder die Adligen des Mogulreiches an unserer Macht Anstoß nehmen oder auf sie eifersüchtig werden», schrieb er nach Kalkutta, «werden wir dafür sorgen, dass alles, was wir tun, unter der Sanktion seiner Autorität geschieht; es soll so aussehen, als besäßen wir unsere Besitztümer dank seiner Gnade und würden im Krieg nach seinem Gutdünken handeln.»<sup>77</sup>

Unter dem Schutz der Company und in Begleitung seines ehemaligen Gegners, General Carnac, reiste Shah Alam zunächst nach Benares und dann nach Allahabad, wo ihn die EIC in der prächtigen alten Mogulfestung unterbrachte, die sein Vorfahr Akbar am glückverheißenden Zusammenfluss von Jamuna und Ganges hatte errichten lassen. Dort erwartete er die Ankunft eines Mannes, den die Direktoren aus London nach Kalkutta geschickt hatten, um das Chaos zu beseitigen, das durch die Habgier ihrer widerspenstigen Diener entstanden war, nach dem Motto: Die besten Wildhüter sind ehemalige Wilderer.

Es handelte um niemand Geringeren als den inzwischen zum Baron Plassey ernannten und deutlich korpulenter gewordenen Robert Clive.

\*

Die Nachricht vom Krieg gegen Mir Qasim und vom erneuten «Chaos und Blutvergießen» in Bengalen erreichte das Londoner Hauptquartier der Company in der Leadenhall Street im Februar 1764. Kurz darauf folgte die Nachricht vom Massaker in Patna. Man sprach von Niederlagen, steigenden Militärausgaben und finanziellem Chaos, was wiederum Panik unter den Anlegern und einen Ansturm auf den Aktienmarkt auslöste. Der Aktienkurs der Company fiel binnen kürzester Zeit um ganze 14 Prozent.<sup>78</sup> Auf einer Aktionärsversammlung schlug ein besorgter Investor vor, umge-

hend Clive als Gouverneur und Oberbefehlshaber nach Bengalen zurückzuschicken.<sup>79</sup> Die Aktionäre nahmen den Vorschlag einstimmig an.

Nach seiner Rückkehr nach England war es Clive rasch gelungen, zwei seiner ehrgeizigsten Ziele zu erreichen: einen Sitz im Parlament zu ergattern und einen Adelstitel, wenn auch einen irischen, der damals weit weniger angesehen war als ein englischer, der seinem Träger zudem automatisch einen Sitz im Oberhaus in Westminster gewährte. Er kaufte Ländereien und sammelte Grundstücke, er stritt sich mit den Direktoren der Gesellschaft, und schon bald langweilte er sich: «Wir sind in England nicht so glücklich, wie Ihr glaubt», schrieb er im Mai 1762 an Carnac. «Viele von uns beneiden Euch um Euer Leben in Indien.»<sup>80</sup> Kein Wunder, dass er nicht lange überlegen musste, als ihm nun der Posten des Gouverneurs von Bengalen angeboten wurde, mit beispiellosen Vollmachten, die Regierung zu reformieren und die Kontrolle der EIC über weite Teile Asiens zu regeln. Als am 4. Juni 1764 die Sonne unterging, stach er in Portsmouth mit der *Kent* in See, um seinen dritten Posten in Indien anzutreten. Begleitet wurde er von einem französischen Koch und einer Kapelle mit vier Musikern, außerdem hatte er zwölf Dutzend Kisten Champagner dabei. Seine Frau und seine Kinder ließ er am Kai zurück.<sup>81</sup>

Wie immer hatte Clive ein untrügliches – ja beinahe schon unheimliches – Gespür für das richtige Timing. Als die *Kent* im April 1765 in Madras anlegte, trafen dort gerade die Meldungen über Munros Sieg bei Buxar, die Besetzung von Avadh und den Tod des kurz zuvor wieder eingesetzten Mir Jafar ein. Clive wusste, dass sich all das positiv auf den Aktienkurs der Gesellschaft auswirken würde, und schrieb heimlich einen chiffrierten Brief an seinen Agenten in London, er solle seinen gesamten Besitz verpfänden und so viele Aktien der Company kaufen wie nur möglich.<sup>82</sup> Dann erst schrieb er den Direktoren. Rücksichtslos und scharfsinnig wie er war, hatte er sofort erkannt, wie radikal diese Nachrichten die gesamte politische Landschaft verändern würden: «Wir haben endlich den Punkt erreicht, den ich schon lange vorausgesehen habe», schrieb er an den Vorstandsvorsitzenden der EIC. «Ich meine den Punkt, an dem uns bestimmte Umstände zu der Entscheidung zwingen, ob wir das ganze [Mogulreich] an uns reißen können – oder sollen.»

Mir Jafar ist tot, und sein leiblicher Sohn ist noch minderjährig. Shuja Dowla ist aus seinem Herrschaftsgebiet vertrieben worden; wir sind in Besitz seiner Ländereien, und es wäre kaum übertrieben, behauptete man, dass das ganze Reich in unseren Händen ist [...]. Kann man denn daran zweifeln, dass uns ein großes Heer von Europäern nicht nur die Souveränität, wie ich es nennen möchte, bewahren würde, indem es die regionalen Fürsten im Zaum hält, sondern auch, indem es uns so eindrucksvoll erscheinen lässt, dass kein französischer, holländischer oder anderer Feind es wagen würde, uns zu bedrängen?

Wir müssen wohl selbst zu Nabobs werden, wenn auch nicht dem Namen nach, und vielleicht ganz ohne Verkleidung [...]. Wir müssen mutig voranschreiten, denn ein Rückzug ist unmöglich [...]. Falls Reichtum und Stabilität die Ziele unserer Firma sind, dann ist dies die Methode, die einzige Methode, die uns jetzt zur Verfügung steht, um diese Ziele zu erreichen und abzusichern.<sup>83</sup>

Der neue Gouverneur kam schließlich am 3. Mai 1765 in Kalkutta an, erschöpft von der Reise, für die er beinahe ein Jahr gebraucht hatte. Aber er wusste, dass er keine Zeit hatte, um sich auszuruhen, denn er musste umgehend ins Landesinnere aufbrechen, um das instabile und potenziell explosive Machtvakuum, das seit der Schlacht von Buxar in Hindustan herrschte, zu beseitigen. «Frieden muss hergestellt werden, und zwar auf einer möglichst festen und dauerhaften Grundlage», schrieb er an Carnac. «Und um dieses Ziel zu erreichen, halte ich es für notwendig, direkt zu Eurem Lager zu marschieren, nicht um dort lange zu verweilen, sondern um einen Vertrag mit dem König zu schließen.»<sup>84</sup> Er brach sofort wieder auf und verließ Kalkutta am 25. Juni in Richtung Allahabad.

Seinen ersten Termin hatte er mit Shuja ud-Daula. Clive erkannte die Logik der aktuellen Lösung, die auf Gentils Vorschlag zurückging: Anstatt ganz Avadh direkt der Kontrolle der Company zu unterstellen, war es viel klüger, einen dankbaren Shuja als Marionette zu haben, den die Company finanziell ausquetschen konnte, während sie ihn nominell beschützte.

Am 2. August traf sich Clive in Benares mit dem reumütigen Shuja ud-Daula und teilte ihm seine Pläne mit. Shuja, der nur drei Monate zuvor vor dem völligen Ruin gestanden hatte, konnte sein Glück kaum fassen, dankte Clive überschwänglich und versicherte ihm seiner Loyalität. Wenig später schrieb ein begeisterter Clive an seinen Rat: «Wenn man den Muselmanen die passenden Gefälligkeiten erweist, begegnen sie einem

mit großem Vertrauen und zeigen viele andere wertvolle Prinzipien, und Shuja Dowlah besitzt diese in höherem Maße, als wir es sonstwo in diesem Land beobachtet haben.»<sup>85</sup>

Clive beschloss, zu guter Letzt noch einen eigenen politischen Akzent setzen. Er entschied, Shah Alam einen kleinen Teil von Shujas ehemaligem Herrschaftsgebiet um Allahabad und Kora als mogulische Domäne zu überlassen. Gleichzeitig sicherte er dem Großmogul vage zu, ihn bei seiner lang ersehnten Rückkehr nach Delhi zu unterstützen; im Gegenzug werde man dessen Angebot annehmen, die drei reichen östlichen Provinzen seines Herrschaftsgebiets – Bengalen, Bihar und Orissa – finanziell zu verwalten. «Diwani-Rechte» nannte man das in der Rechtssprache der Moguln.

Die Diwani-Rechte verliehen den Eroberungen der Company den Anstrich von Legitimität, und obendrein gaben sie der EIC das Recht, 20 Millionen Menschen zu besteuern und geschätzte 2 bis 3 Millionen Pfund (heute: 210 bis 315 Mio. £) pro Jahr einzunehmen – für das 18. Jahrhundert war das ein gewaltiger Geldsegen. Dass sie nun Zugriff auf die immensen Reichtümer Bengalens mit seinen fruchtbaren Reisfeldern und -überschüssen, seinen fleißigen Webern und reichen Bodenschätzen hatte, eröffnete der Company enorme Möglichkeiten und würde ihr die nötigen Mittel liefern, die mächtigste Armee Asiens aufzubauen. Clive wusste, dass die enormen Einkünfte aus Bengalen, die so lange die Staatskasse der Moguln gefüllt hatten, die Company genauso unangreifbar machen konnten, wie es einst die Moguln gewesen waren – und ihr die Mittel an die Hand geben würden, um eines Tages vielleicht noch den Rest des Landes zu erobern.

Am 1. August begannen die Verhandlungen zwischen Clive und den Beratern von Shah Alam. Am 9. August legte das Staatsschiff des Gouverneurs an der Festung von Allahabad an, wo Clive sich darüber beklagte, dass ihn «Insekten und Fliegen quälten». Hier traf er zum ersten Mal auf den jungen Großmogul, dessen «ernstes Betragen an Traurigkeit grenzte».<sup>86</sup>

Obwohl die Grundzüge ihres Deals bereits feststanden, zogen sich die Verhandlungen noch drei Tage hin, da Shah Alam darauf bestand, von der Company mehr Geld zu kassieren. Ausnahmsweise war es Clive, der nachgab: «Ich denke, dass 20 [*lakh* Rupien, heute 26 Millionen Pfund] mehr als genug [für eine Rente des Großmoguls] sind», schrieb er, «aber

da wir beabsichtigen, Seiner Majestät nicht weniger als ein *sanad* [formales Dekret] für alle Einkünfte des Landes abzurufen, wäre es kaum sechs *lakh* Rupien wert, den König zu verärgern, so er es darauf anlegt.»<sup>87</sup> Die endgültigen Bedingungen wurden am Abend des 11. August vereinbart.

Am nächsten Morgen, dem 12. August, wurde der Großmogul auf einem mit Seide bezogenen Sessel inthronisiert, der in bedrohlicher Höhe auf Clives Esstisch stand. Die Zeremonie in Clives Zelt dauerte nicht lange. In den Worten von Ghulam Hussain Khan: «Ein Geschäft von solcher Tragweite, dass es keinen Vorwand und keine Täuschung duldete und das zu jeder anderen Zeit die Entsendung kluger Botschafter und fähiger Unterhändler sowie zahlreiche Gespräche und Unterredungen mit der Ostindienkompanie und dem König von England und viele Verhandlungen und Auseinandersetzungen mit den Ministern erfordert hätte, wurde in kürzerer Zeit abgewickelt und besiegelt, als man normalerweise benötigte, um einen Esel oder ein Lasttier zu verkaufen.»<sup>88</sup>

Es war ein bedeutsamer Moment: Im Gegenzug für die vergleichsweise bescheidene Zahlung von 2,6 Millionen Rupien (325 000 £, heute: 34 Mio. £) und Clives zynisches Versprechen, im Namen der Company «nach den Regeln Mahomeds und den Gesetzen des Reiches» zu regieren, willigte der Großmogul ein, mit einem Federstrich alle Eroberungen der Company anzuerkennen und ihr die finanzielle Kontrolle über ganz Nordostindien zu übertragen. Fortan sollten 250 Angestellte der East India Company, unterstützt von 20 000 indischen Sepoys, die Finanzen der drei reichsten Provinzen Indiens verwalten und damit der 200 Jahre währenden Unabhängigkeit Bengalens ein Ende bereiten. Für ein börsennotiertes Unternehmen, dessen primäre Daseinsberechtigung der Profit war, war dies ein wirklich bahnbrechender Moment.

Auch wenn die militärische Macht der Company nun in einen stark ritualisierten mogulischen Rahmen eingebettet war, wurde sofort der radikale Wandel deutlich, den das Abkommen mit sich brachte, das die Company den «Vertrag von Allahabad» nannte. Wie das *Riyazu-s-salatin* kurz darauf bemerkte: «Die Engländer haben nun die Herrschaft über die drei *subas* [Provinzen] übernommen und ihre eigenen Bezirksbeamten ernannt, sie berechnen und erheben Abgaben, sprechen Recht, ernennen

und entlassen Steuereintreiber und üben noch weitere staatliche Funktionen aus. Die Herrschaft und Autorität der Engländer obsiegt [...] und ihre Soldaten haben sich überall im Herrschaftsgebiet des Nawabs niedergelassen, angeblich als seine Diener, doch sie verschaffen sich Einfluss auf sämtliche Angelegenheiten. Der Himmel weiß, was sich daraus noch entwickeln mag.»<sup>89</sup>

Eines war allerdings ziemlich schnell klar – Bengalen wurde gründlicher und brutaler ausgeplündert als je zuvor. Der junge bengalische Nawab war kaum mehr als ein machtloser Strohmann in einer zum Ritual verkommenen Rolle: «Ihm blieben nur noch der Name und der Schatten seiner Autorität», wie Clive es ausdrückte.<sup>90</sup> Der Nawab und seine Nachkommen würden noch eine Zeit lang als nominelle Gouverneure in ihren riesigen Palästen am Flussufer in Murshidabad residieren, aber de facto war es die EIC, die Bengalen nun regierte und ausbeutete, und sie machte auch keinen Hehl daraus. Clive gab sich alle Mühe, alltägliche Verwaltungsangelegenheiten von der EIC fernzuhalten: Selbst die bisherigen Methoden der Steuererhebung wurden beibehalten und von den Büros in Murshidabad aus geleitet, die immer noch komplett mit mogulischen Beamten besetzt waren. Aber an der Spitze der administrativen Pyramide befand sich nun die EIC. Britische Beamte in Gehrock und Perücke trafen die Entscheidungen und kassierten die Einnahmen. Zum ersten Mal war eine Handelsgesellschaft Kolonialherr und Staatsmacht zugleich und besaß die rechtliche Freiheit, alles zu tun, was normale Regierungen auch taten: Gesetze zu verabschieden, Recht zu sprechen, Steuern zu erheben, Münzen zu prägen, Schutz zu gewähren, Strafen zu verhängen, Frieden zu schließen und Krieg zu führen.

Die Abgaben aus den von der Company kontrollierten Teilen Indiens wurden von nun an kurzerhand als Bruttogewinne für die EIC verbucht und würden, wie Clive schrieb, «sämtliche Ausgaben für die Investition [die für den Export nach London gekauften Waren] und die gesamten chinesischen Mittel [das für den Kauf von Tee aus China verwendete Geld] decken und sämtliche Bedürfnisse all Eurer anderen Siedlungen in Indien befriedigen und darüber hinaus einen beträchtlichen Saldo in Eurer Schatzkammer hinterlassen».

Bis dahin waren drei Viertel der Importe der EIC nach Bengalen Goldbarren gewesen, und dieses Gold stellte einen Großteil der «ungeheuren alten Reichtümer der Provinz» dar. Doch nun brauchte die Company nichts mehr aus Großbritannien einzuführen, um Textilien, Gewürze und Salpeter, die sie exportieren wollte, zu bezahlen: All das konnte sie mit ihren Steuereinnahmen finanzieren. Die EIC behandelte Indien ab sofort wie eine einzige riesige Plantage, die sie ausbeuten konnte, um sämtliche Gewinne nach London zu schicken.<sup>91</sup>

Wie Richard Becher, der neue Resident Minister der Company in Murshidabad, es formulierte: «Die erste Überlegung scheint gewesen zu sein, dem Land so hohe Summen wie möglich abzuringen» – mit anderen Worten: sich möglichst hohe Steuereinnahmen zu sichern und den Überschuss auf Londoner Bankkonten zu transferieren.<sup>92</sup> Für Clive und seine Aktionäre war das ein weiterer Triumph: «Endlich scheint das Glück gewillt zu sein, mir zur Seite zu stehen», schrieb Clive an seinen Freund und Biografen Robert Orme. «Jedes Ziel, jeder hoffnungsvolle Wunsch ist kurz davor, vollständig erfüllt zu werden, und ich bin auf dem Höhepunkt all dessen angelangt, was ich begehre, nun, da ich bestätigen kann, dass die Gesellschaft aller Arglist, Bosheit, Zwietracht und Missgunst zum Trotz sich rühmen darf, dass sie das reichste Unternehmen der Welt geworden ist.»<sup>93</sup> Der Wert der EIC-Aktien stieg dramatisch an, und nach acht Monaten hatte er sich fast verdoppelt. Einer der großen Gewinner war Clive selbst.

Doch für die Bevölkerung von Bengalen war die Übertragung der Diwani-Rechte an die Company eine beispiellose Katastrophe. Der Nawab konnte sein Volk nicht mehr schützen, und niemand fühlte sich auch nur im Geringsten für das Wohlergehen der einfachen Leute verantwortlich. Steuereintreiber und Zöllner plünderten die Bauern aus. Kaufleute und Weber waren gezwungen, für die Company zu Löhnen zu arbeiten, die weit unter dem lagen, was bislang üblich gewesen war. Die Briten beschlagnahmten gewaltsam Textilien, die eigentlich für ihre französischen und niederländischen Konkurrenten hergestellt worden waren. Händler, die sich weigerten, zu unterschreiben, dass sie die harten Bedingungen der Company akzeptierten, wurden mit Stockschlägen gezüchtigt, ins



Gefängnis geworfen oder öffentlich gedemütigt, indem man sie zwang, sich die Nase am Boden zu reiben.<sup>94</sup> Einige Jahre später, 1769, schrieb Becher: «Jeden Engländer muss es schmerzen, wenn er sich klarmacht, dass die Menschen in diesem Land in einem schlechteren Zustand sind, seit die Ostindienkompanie die Diwani[-Rechte] erhalten hat, als sie es vorher waren; doch ich fürchte, diese Tatsache kann niemand bestreiten. Dieses schöne Land, das unter einer ausgesprochen despotischen und willkürlich agierenden Regierung blühte, geht nun dem Ruin entgegen.»<sup>95</sup> Die wirtschaftlichen Indikatoren seien allesamt schlecht, schrieb er, und es werde von Tag zu Tag schlimmer: Die Steuereinnahmen seien seit der Übergabe der Diwani-Rechte gesunken, es fehle an Münzen, und der Binnenhandel in Bengalen gehe zurück.<sup>96</sup>

Ghulam Hussain Khan, der mit Abstand scharfsinnigste Beobachter seiner Zeit, erkannte schnell, welche Folgen dies für die Menschen vor Ort haben würde. Zunächst einmal würde die gesamte mogulische Aristokratie, der er ja auch selbst angehörte, über kurz oder lang faktisch aussterben. Die Adligen, deren Macht letztlich auf ihrer Kompetenz als Kavalleristen beruhte, waren nun de facto arbeitslos, da die Company sie durch Infanteristen ersetzte, die sie vor allem unter den hinduistischen Rajputen und Brahmanen auf dem Lande rekrutierte. Lange bevor sonst irgendjemand die vollständigen Auswirkungen dieses neuen Konzernkolonialismus und seiner Infanterie-Kriegsführung bedachte, beklagte Ghulam Hussain Khan das Schicksal «der Überreste des alten Adels, [...] der in diesen harten Zeiten unter dem Baldachin des hindustanischen Himmels keinerlei Mittel mehr besitzt [...]». Viele haben daher bereits ihre Heimat und ihr Land verlassen, und viele, die nicht bereit sind, ihre Bleibe zu verlassen, haben sich mit Hunger und Elend arrangiert und fristen ihr Leben in Armut in einer Ecke ihrer kargen Hütte.»

Er schätzte, dass aufgrund der neuen Verhältnisse zwischen 40 000 und 50 000 Soldaten in Bengalen und Bihar arbeitslos werden und außerdem «tausende und abertausende Händler» fortgehen würden, die «den zahlreichen Kavalleristen» folgen würden. Dies wiederum hatte weitreichende wirtschaftliche und zivilisatorische Folgen: «Die noch zahlreicheren Handwerker, die stets für die Adligen gearbeitet hatten, manchmal in deren eige-

nen Häusern», mussten feststellen, dass ihre Gönner sie nicht mehr ernähren konnten und ihre hauseigenen *kar-khanas* schließen mussten. Alternative Beschäftigungsmöglichkeiten gab es kaum, denn «die Engländer sind jetzt die Herren und Meister des Landes», und «da ihre Künste und Berufe für die Engländer nicht von Nutzen sind», blieb den Handwerkern nichts anderes übrig, als sich als Diebe oder Bettler über Wasser zu halten.

Da die Herrscher alles, was sie brauchen, aus ihrem eigenen Lande beziehen, ist es nur folgerichtig, dass die Handwerker und Kunsthandwerker in diesem Lande ständig leiden, in Not leben und es schwer haben, genug zu verdienen, um ein Auskommen zu haben. Denn nun, da die Engländer die Herren und Meister und die einzigen reichen Menschen dieses Landes sind, wem sollen diese armen Leute denn ihre Fertigkeiten darbieten, damit sie von deren Ausgaben profitieren können? Nur wenige Handwerker können bei den Engländern ein Auskommen finden, dazu zählen Tischler, Goldschmiede, Eisenschmiede etc.<sup>97</sup>

Außerdem, so schrieb Ghulam Hussain Khan, stellten die Eroberungen der Company eine völlig neue Form imperialer Ausbeutung dar, etwas, das man in Indien so noch nie erlebt habe. Damit brachte er lange vor seinen Landsleuten zum Ausdruck, was es bedeutete, eine unterworfenen Kolonie zu sein, und wie sehr sich diese seltsame und völlig ungewohnte Form der Fremdherrschaft, wie sie die Company ausübte, von der Mogulherrschaft unterschied. «Es stellte sich bald heraus, dass in Bengalen langsam das Geld knapp wurde», schrieb er. Zunächst wusste niemand, ob «diese Knappheit auf die Untaten der erpresserischen Herrscher zurückzuführen war oder auf die kargen öffentlichen Ausgaben oder auf die enorme Menge an Münzen, die jedes Jahr nach England verschifft wurden.» Niemandem blieb verborgen, dass es ein ernstes Problem darstellte, wenn «jedes Jahr fünf oder sechs oder noch mehr Engländer mit einem großen Vermögen in ihre Heimat zurückkehrten. *Lakh* um *lakh* sind so aus diesem Land abgezogen worden.»<sup>98</sup>

Dies, so schrieb er, sei etwas ganz anderes als das System der Moguln, die zwar zunächst ebenfalls fremd im Land gewesen waren, sich aber entschlossen, «sich für immer in diesem Land niederzulassen, um ihre Eroberungen in Besitz zu nehmen und weiterzuvererben».

Sie setzten ihre ganze Geistesmacht ein, um das Glück ihrer neuen Untertanen zu sichern, und sie ließen in ihren Bemühungen nicht nach, bis sie sich mit Einheimischen verheiratet, Kinder und Familien mit ihnen gezeugt und sich eingebürgert hatten. Schon ihre unmittelbaren Nachfolger lernten die Sprache des Landes, verhielten sich den Einheimischen gegenüber wie Brüder von ein- und derselben Mutter und einer Sprache [...]. [Hindus und Muslime] sind zu einem Ganzen verschmolzen, wie wenn man Milch und Zucker zusammen aufkocht.<sup>99</sup>

Im Gegensatz dazu, schrieb er, hätten die Briten für das Land überhaupt nichts übrig, nicht einmal für ihre engsten Verbündeten und Diener. Deshalb änderten diejenigen Inder, die die Briten zunächst willkommen geheißen hatten, schnell ihre Meinung, denn «die neuen Herrscher kümmerten sich nicht um die Belange der Menschen in Hindustan und ließen zu, dass jene von den Offizieren, die sie selbst ernannt hatten, gnadenlos ausgeplündert, beraubt, unterdrückt und gequält wurden».

Die Engländer haben die Gewohnheit, für einige Jahre herzukommen und dann wieder in ihr Heimatland zurückzukehren, ohne dass einer von ihnen die geringste Neigung zeigt, sich hier niederzulassen. Und zu dieser ihrer Gewohnheit kommt noch eine weitere hin, die sie alle für eine göttliche Pflicht halten: nämlich so viel Geld wie möglich in diesem Land zusammenzuraffen und diese ungeheuren Summen in das Königreich England zu bringen; daher ist es nicht verwunderlich, dass diese beiden Gewohnheiten, miteinander vermischt, dieses Land immer mehr untergraben und ruinieren und zu einem ewigen Hindernis dafür werden, dass es je wieder auf die Beine kommt.<sup>100</sup>

Wie Macaulay es später ausdrückte, betrachtete die Company Bengalen «kaum anders als ein Freibeuter eine Galeone».<sup>101</sup> Es dauerte fünf Jahre, bis die Auswirkungen dieser unkontrollierten Plünderungen in vollem Umfang sichtbar wurden; aber als es so weit war, waren die Folgen schlimmer, als es sich irgendjemand hätte ausmalen können. Was folgte, war die große bengalische Hungersnot von 1770.

## *Bildnachweis*

*Karten und Vignetten:* © Olivia Fraser, 2019

*Mogulprinz auf der Terrasse des Roten Forts:* © William Dalrymple

*Blick von oben auf das Rote Fort:* © British Library Board. Alle Rechte vorbehalten/Bridgeman Images

*Ein Ausritt von Nainsukh:* © Victoria and Albert Museum, London

*Europäer belagern eine Stadt:* © The Trustees of the Chester Beatty Library, Dublin CBL In 59.10

*Eine Szene in einem Schrein in Murshidabad:* © British Library Board. Alle Rechte vorbehalten/Bridgeman Images

*Oberhalb des Hugli bei Murshidabad, Detail:* © The Trustees of the Chester Beatty Library, Dublin CBL In 69.10

*Die Paläste von Faizabad:* Davids Samling, Kopenhagen/Foto: Pernille Klemp 46/1980

*Aliverdi Khan auf Falkenjagd:* © British Library Board. Alle Rechte vorbehalten/Bridgeman Images

*Aliverdi Khan mit seinen Neffen und Enkeln auf einer Terrasse in Murshidabad:* © Victoria and Albert Museum, London

*Siraj ud-Daula und Frauen:* *Collection of Czaee Shah:* © 2017 Christie's Images Limited

*Siraj ud-Daula tanzt:* © 2017 Christie's Images Limited

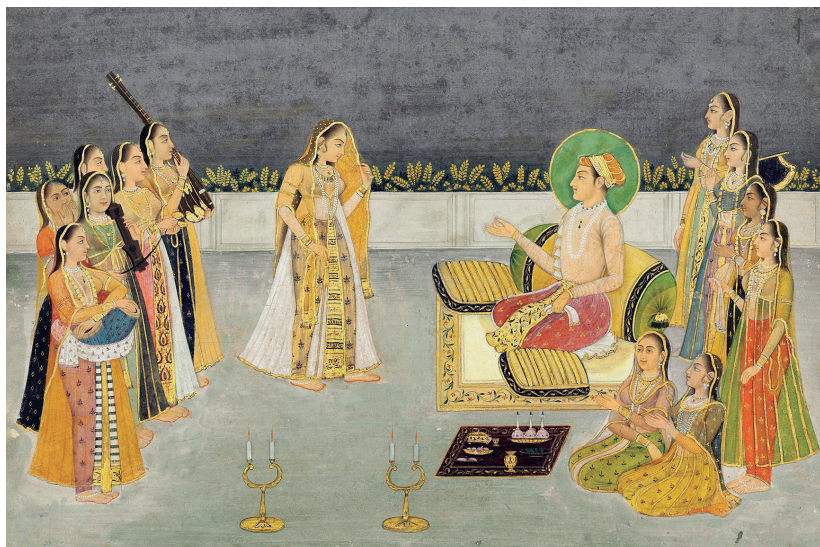
*Shahmat Jang lauscht einer musikalischen Darbietung:* Leihgabe aus dem Nachlass von Major General Sir John Swinton. Foto: John McKenzie für L&T

*Siraj ud-Daula reitet in den Krieg:* Leihgabe aus dem Nachlass von Major General Sir John Swinton. Foto: John McKenzie für L&T

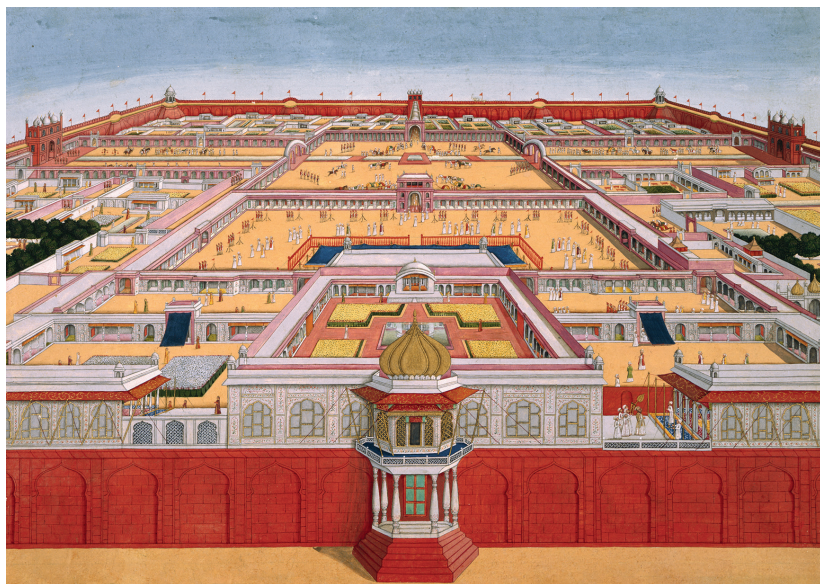
*Ghulam Hussain Khan:* © The Bodleian Libraries, The University of Oxford MS. Douce Or. a. 3, fol. 16r

*Robert Clive in der Schlacht bei Palashi von William Heath:* © National Army Museum, London/Bridgeman Images

*Mir Jafar Khan, 1760:* © Victoria and Albert Museum, London



Ein Mogulprinz, wahrscheinlich der junge Shah Alam, schaut auf der Terrasse des Roten Forts Tänzerinnen zu, ca. 1745, kurz nach Naders Invasion.



Blick aus der Vogelperspektive auf das Rote Fort, ca. 1770.





*Ein geruhvoller Ausritt*, gemalt von Nainsukh. Nach dem Fall Delhis ließen sich die mogulischen Künstler an verschiedenen Orten im Mogulreich nieder, und elegante Meisterwerke wie dieses entstanden fortan an ganz abgelegenen Höfen wie Guler und Jasrota in den Ausläufern des Himalaja.



*Europäer belagern eine Stadt*. Als das Mogulreich seine Autorität einbüßte, ergriffen alle regionalen Machthaber Maßnahmen zu ihrem eigenen Schutz, und Indien wurde zu einer dezentralisierten und zersplitterten, aber zutiefst militarisierten Gesellschaft. Europäische Söldner waren wegen ihrer militärischen Fähigkeiten sehr gefragt, vor allem als Artilleristen.



Szene an einem Schrein in Murshidabad.



Oberhalb des Hughli bei Murshidabad.





Die Paläste von Faizabad.

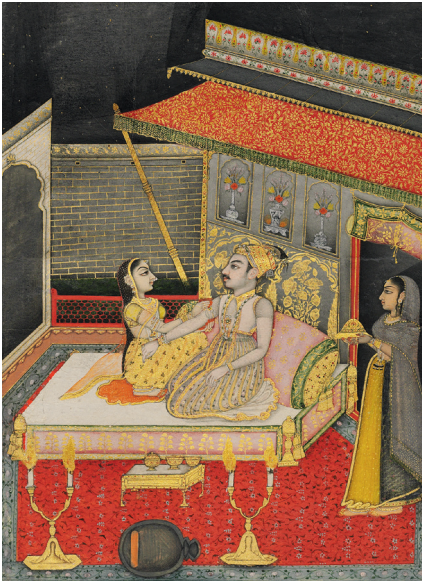




Alivardi Khan kam 1740 in Bengalen durch einen Militärputsch an die Macht, der von der einflussreichen Bankiersfamilie Jagat Seth finanziert wurde. Nach dem Sieg über die Marathen machte der Katzenliebhaber und Genussmensch, der seine Abende am liebsten mit gutem Essen, Büchern und Geschichten verbrachte, aus Murshidabad ein stabiles politisches und wirtschaftliches Zentrum und eine der wenigen Inseln des Wohlstands inmitten der Anarchie des Niedergangs.



Oben sieht man Alivardi Khan bei der Falkenjagd, unten ist er schon etwas älter und überreicht seinem Neffen ein *sarpeche*, ein Turbanjuwel, das Amtsabzeichen der Moguln, während sein Enkel Siraj ud-Daula zusieht.



Links und rechts: Siraj ud-Daula mit seinen Frauen. »Dieser Prinz machte sich einen Spaß daraus, fast jede Person, die ihm gefiel, gleich welchen Geschlechts, seiner Wollust zu opfern«, schrieb sein Cousin, der Historiker Ghulam Hussain Khan.



Aliverdis Schwiegersohn Shahmat Jang genießt eine intime musikalische Darbietung einer Gruppe von *kalawants*, Berufsmusikern aus Delhi, die sicherlich in hohem Ansehen standen, da sie alle namentlich genannt und mit individuellen Zügen porträtiert sind. Auf der anderen Seite des Saals sitzen vier wunderschöne Kurtisanen aus Delhi, die ebenfalls alle namentlich genannt sind, und warten auf ihren Auftritt als Sängerinnen.





Siraj ud-Daula reitet in den Krieg.



Der brillante Historiker Ghulam Hussain Khan. Der Cousin des Nawabs war einer von vielen, die zu jener Zeit Delhi und seine zerstörten Straßenzüge verließen. Sein Geschichtswerk über das Indien des 18. Jahrhunderts, *Seir Mutaqherin* (»Rückschau auf die modernen Zeiten«), ist die bei Weitem aufschlussreichste indische Quelle für diese Zeit.



Robert Clive war 1757  
Kommandant in der  
Schlacht von Palashi.



Mir Jafar Khan war ein ungebildeter arabischer Söldner, der an mehreren von Aliverdis bedeutendsten Siegen gegen die Marathen beteiligt war und 1756 für Siraj ud-Daula den erfolgreichen Angriff auf Kalkutta anführte. Er schloss sich der Verschwörung der Jagat Seths an, um Siraj ud-Daula abzusetzen, und fand sich bald als Marionettenherrscher von Bengalen wieder, der nach der Pfeife der East India Company zu tanzen hatte. Robert Clive nannte ihn zu Recht einen »Fürsten mit geringer Kompetenz«.